Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 369.

Theresens Hilfsbuch,

um

dem kleinen Karl Geschichten zu erzählen, und denselben im Lesen zu üben.

Für Mütter geschrieben

von

Karl Hahn

Rektorn, Erzieherrn
Solms = Brau
königl. deut
z

---

bei K

Kurze Vorrede.

Ds vorliegende Buch führet den Titel Th resens Hilfsbuch, in so fern es Zus mmenhang mit dem schon erschienenen Buce Therese hat. Dann soll es als Fort zung der Erzählungen in Frohbergs Lesebi he dienen, und selbst ein Lesebuch abgebe. Wenn sich aber Mütter dieses Buche bedienen wollen, um den Kindern.

die och

tenbis

siment

geistige Nahrung zu geben: so mögen dese Mütter zuvor nachfolgende Worte lesen, welche ich so deutlich als möglich für dieselben nieder zu schreiben gesucht habe.

Neustrelitz am 9. April 1808.

Karl Hahn

Gute Mutter!

Es quälen dich oft deine kleinen Kinder mit de dringenden Bitte: liebe Mutter, eine Geschichte, ja eine Geschichte!

Du kommst dadurch in Verlegenheit. Ich will nicht damit sagen, daß du keine Geschichten zu erzählen wüßtest; o, recht schöne Geschichten kannst du vielleicht erzählen; aber gerade nicht solche die einem Kinde von 3 bis 5 Jahren gefallen. Und wenn du auch dergleichen Geschichten selbst erfändest: so würde dir doch vielleicht die Einkleidung nicht recht gelingen: denn diese Einkleidung ist es eben, welche die Geschichten für das zarte Alter so schwer macht. Die Kinder haben ihre eigenen Anforderungen, und davon will ich mit dir, liebe Mutter, etwas weitläuftiger sprechen.

Nichts ist bei dem Kinde lebhafter und geweckter, als die Einbildungskraft, und

das Kind will diese Einbildungskraft immer ge-
reizt und unterhalten haben. Das hat Gott
sehr weise veranstaltet. Wir können uns eine Sa-
che nie recht deutlich denken, wenn wir uns nicht
ein vollständiges und genaues Bild davon entwer-
fen; der Mahler dieses Bildes ist die Einbil-
dungskraft.

Wir können auch bei einem einzigen Wor-
te, z. B. bei dem Worte mahlen, und die
Handlung nicht in ihrem ganzen Umfange
vorstellen, wenn unsere Einbildungskraft uns
nicht alle einzelne kleine Umstände vor die Seele
führt, und uns nicht einen Menschen im Bilde
sehen lässt, der Farben, Pinsel und alles Nöthige
vor sich hat, und mit Hilfe dieser Dinge ein
Bild zu Stande bringt. Wer noch nicht gesehen
und gehört hat, wie man in Kupfer sticht, der
wird bei dem Ausdrucke: in Kupferstechen
sich weiter nichts denken können, als: einen Ku-
pferstich hervor bringen. Aber der Geist des Men-
schen ist gewöhnt, auch zugleich die benante Hand-
lung im Bilde zu sehen; und da wird die Ein-
bildungskraft im Finstern mahlen, um das Bild
des Kupferstechens hervorzubringen.

Wenn aber dieser Mahler recht geschickt ge-

macht ist, eine Sache so abzubilden, als ob sie vor uns stände, wenn er alles mit der größesten Genauigkeit sich abbildet, so denket man auch mit der größesten Deutlichkeit. Weil nun der Anfang der Geistesbildung bei den Kindern darin bestehet, daß sie die Dinge, von welchen sie überall umgeben sind, kennen lernen, und sich von ihnen eine Vorstellung machen; so ist es nothwendig, daß ihre Einbildungskraft sehr lebhaft sei. Darum musst du auch, gute Mutter, der Einbildungskraft deines Kindes Nahrung geben, und wenn du Geschichten erzählest, besonders darauf sehen, daß diese Kraft der Kinder beschäftiget werde. Dadurch gefällst du ihnen nicht allein, du bist ihnen auch nützlich: denn deine Kinder lernen richtiger denken und alles richtiger erkennen, wenn du ihnen jede Sache mit Hilfe ihrer Phantasie recht anschaulich machst, und in ihnen eine vollständige Vorstellung von einem Dinge hervorzubringen suchst. *) Nun ist aber die Frage,

---

*) Die Einbildungskraft kommt auch dem Gedächtnisse zu statten. Je lebhafter ich mir etwas mit den hellsten Farben vergegenwärtigen kann, je länger bleibet der Eindruck in mir, das Gedächtniss hält sich immer an Bildern fest, um eine ganze Reihe von Gedanken und Erfahrungen an dieselben zu knüpfen.

wie soll das geschehen? Das will ich dir sagen. Wenn du zu deinem Kinde sprichst: eine Frau wusch einmal ihre Wäsche! so wird das Kind dieses recht leicht verstehen; aber du erzählest gleich weiter, es muss auf das folgende hören, und kann nicht mit seiner Einbildungskraft den Worten: eine Frau wusch ihre Wäsche, zu Hilfe kommen. Du musst ihm daher Zeit lassen. Und wie machst du das? Du schweigst einige Zeit? Nein, das gehet nicht; da stehet das Kind auch im Denken und Einbilden still. Du musst mit deinen Worten das Kind dahin bringen, daß es sich ein Bild von dem Waschen entwirft, daß es mithin eine Frau, welche wäscht, gleichsam vor sich siehet. Und das kannst du so anfangen: du sprichst:

Es stand einmal eine Frau vor einer großen, großen Wanne. (Dabei beschreibe mit den Händen die krumme Linie, welche die Wanne oben hat: Warum? Das sollst du hernach hören. Dann fahre weiter fort:) In der Wanne war sehr warmes Wasser und es stieg viel Dampf aus der Wan[ne.] Aber in der Wanne waren auch schmutzi[ge] Hemden, und Schnupftücher, und Halstüch[er]

und Strümpfe. Und die Frau zog ein Hemd aus dem warmen Wasser, und legte es so über die Hand. (Das musst du auch zeigen.) Dann nahm die Frau in die andere Hand ein Stück Seife, und rieb die Seife auf dem Hemde umher. Hernach rieb die Frau das Hemd mit beiden Händen recht stark. (Das ahmest du auch nach.) Da ging der Schmutz aus dem Hemde, und blieb in dem Wasser: denn die Frau tauchte das Hemd recht fleißig in das warme Wasser.

Sieh, gute Mutter! so hast du bei dem einzigen Gedanken: eine Frau wusch ihre Wäsche, der kindlichen Phantasie genug zu arbeiten gegeben. Nun verstehet es sich von selbst, daß diese Ausmahlung einer einzigen Handlung nicht immerfort bei jedem Gedanken oder bei jedem Worte, welches eine Handlung ausdruckt, vorkommen dürfe; und es giebt auch viel Wörter, welche so eine Ausmahlung gar nicht zulassen, z. B. stehen, gehen, kauen, schreien, schnarchen, hören, stehen ꝛc. In den Geschichten, welche ich dir, aus Liebe zu den Kindern, hier übergebe, findest du alles so eingerichtet, daß die Phantasie

der Kinder am gehörigen Orte und zur rechten Zeit reichlich beschäftiget werde.

Aber wenn du erzählest, gute Mutter, so könntest du vielleicht einen großen Fehler begehen, ohne daß du es wüßtest: wenn du nemlich den Kindern manches Wort sagtest, das ihnen unbekannt wäre, und das du ihnen auch nicht erklären könntest. Du musst den Kleinen nur solche Dinge nennen, die sie schon kennen, oder die du ihnen dadurch deutlich machen kannst, daß sie dieselben wirklich oder abgemahlt sehen, oder sich durch eine Beschreibung leicht vorstellen können. Erzähle ihnen nicht eher von dem Krebse, als bis sie ihn sehen können: denn du magst dir noch so viel Mühe geben, ihn mit Worten zu beschreiben; das Kind wird doch eine unrichtige Vorstellung davon bekommen. Bei den Scheren stellt es sich deine eiserne Schere vor, und unter dem Schwanze denkt es sich entweder einen Vogelschwanz oder den Schwanz eines ihm bekannten vierfüßigen Thieres. Hat aber dein Kind schon einen Krebs gesehen: so kannst du ihm auch einen Taschenkrebs beschreiben: denn jetzt kann das Kind in seiner Phantasie das Bild eines

Krebses entwerfen, und dasselbe nach deiner Beschreibung abändern.

Die Geschichten, welche in diesem Buche enthalten sind, habe ich so eingerichtet, daß in denselben meistentheils die Namen solcher Dinge, welche den Kindern bekannt sind, vorkommen. Sobald aber ein Ding genennet wird, das dem Kinde unbekannt sein könnte: so ist es doch nur ein solches, das du dem Kinde leicht durch eine Beschreibung deutlich oder auch anschaulich machen kannst. Hätte z. B. ein Kind noch keinen Schlitten gesehen: so schneide einen aus Kartenblatte aus, und hat ein Kind noch keine Vorstellung vom Schnee: so kannst du ihm diesen beschreiben, wie ich dieses im zweiten Theile der Kinderfreuden S. 40. gethan habe. Nicht wahr, es kann der Fall sein, daß das Kind noch keine deutliche Vorstellung vom Schnee hat, indem es zu der Zeit, als Schnee lag, noch nicht das volle Bewußtsein hatte?

Nun hat das Kind aber noch andere Anforderungen an Geschichten. Eine ist besonders wichtig: die Geschichte soll kindlich erzählt sein. Das heißt: die Sprache soll nicht allein so einfach und schlicht, wie bei dem Kinde, sein;

sondern es soll auch ganz der Gedankengang der Kinder mit allen seinen Abwegen und Weitläuftigkeiten beibehalten werden. Du mußt dich ganz in die Seele des Kindes denken können, liebe Mutter! Es liebt die Weitläuftigkeit, es will alles recht umständlich erzählet haben, und fragt dich selbst, wenn du zu kurz dich ausdruckest, oder nur die Hauptsache erwähnest, nach Nebenumständen. Wenn ich zu erzählen anfange: Gustav ging mit seinem Vater spaziren: so höre ich schon das Kind fragen: wie groß war den Gustav? Was für ein Kleid hatte denn Gustav an? Hatte er denn auch Stiefel, wie ich? — Darum komme du diesen Fragen zuvor, und richte dich nach dem Bedürfnisse des kleinen Geistes. Ich würde also auf folgende Art meine Geschichte anfangen, und den einzigen Gedanken: Gustav ging mit seinem Vater spaziren, auf folgende Art ausdehnen.

„Es war einmal ein Knabe, der hieß Gustav. Dieser Gustav war acht Jahr alt, und war noch größer als du. Er hatte eine blaue Jacke an mit goldnen Knöpfen, auch blaue Höschen; und eine weiße Weste hatte ihm seine Mutter auch angezogen. Stiefel hatte er auch an, keine

Schuhe. Da kam der Vater zu dem Gustav, und sagte zu ihm: Gustav, setze dein Hütchen auf, bürste dir aber erst deine Höschen ab. Du mußt dich auch im Gesichte waschen: wir wollen spaziren gehen! — Und Gustav ging an einen kleinen Tisch; auf dem Tische stand aber ein Waschbecken, und ein Schwamm lag dort. Da nahm Gustav den Schwamm, und rieb ihm im ganzen Gesichte umher. Den Schwamm hatte aber Gustav vorher nass gemacht. Und das Gesicht wurde auch nass; aber es wurde auch rein. Darauf nahm Gustav das Handtuch, und trocknete das nasse Gesicht ab. Hernach stieg Gustav auf einen Stuhl, der neben der Thür stand. Ueber dem Stuhle war aber ein gelber Nagel in die Wand geschlagen, und an dem Nagel hing eine Bürste. Diese Bürste hob Gustav von dem Nagel ab, und strich sie über seine Hosen hin, da flog der Staub aus den Hosen, und sie sahen auf den Knien wieder recht schön blau aus. Nunmehr war Gustav rein. Da nahm er seinen Hut in die Hand, und der Vater öffnete die Thür, und ging mit Gustav fort. Draußen vor der Thür setzte aber Gustav seinen Hut auf."

So wäre denn dieses recht nach dem Geschmacke der Kinder ausgedehnt. Warum das Kind diese

Weitläuftigkeit liebt, kannst du dir leicht erklären. Erstens kommen mehr Bilder dabei vor, dadurch wird die Einbildungskraft mehr beschäftiget. Zweitens hat das Kind mehr Zeit und Ruhe dir in Gedanken zu folgen. Davon habe ich schon oben gesprochen. — Drittens weiß das Kind nicht viel, es will aber von dem wenigen recht viel wissen; es dringt daher auf Genauigkeit und Umständlichkeit. Und das ist ein eigenthümlicher Zug in dem Kinde, den die Natur nicht vergeblich erscheinen ließ. Auf diesem Wege gelangt das Kind zu richtigen Begriffen. Du wirst wohl auch bemerkt haben, gute Mutter, daß dich dein Kind oft mit einer Frage unterbricht, die du ihm wohl zehen Mal schon beantwortet hast, du hast bemerkt, daß es dich über Nebenumstände fragt, die es schon längst weiß. Diese Fragen sind endlich für dich peinlich; aber werde nicht darüber ungehalten! In so einer Frage liegt für dich ein Vorwurf, daß du nicht recht so erzählet hast, wie es das Kind nicht allein ein Mal, sondern immer hören will. Du sollst durch Weitläuftigkeit nemlich alles erschöpfen, was das Kind von einer Sache zu wissen oder vom neuen zu hören begehrt. Nun finde ich noch einen vier-

ten Grund, warum das Kind die Weitläuftigkeit liebt. Es will gern viel und lange erzählt haben. Aber sollst du ihm etwa eine Geschichte erzählen, deren Handlung durch viel Umstände sich verlängert? Ach nein, da würdest du dem Kinde nicht nützlich sein; denn seine Kenntnisse sind noch nicht ausgebreitet; es könnte also im Denken bei einer langen Geschichte, wo sich mehrere Begebenheiten zusammenreihen, nicht nachkommen. Darum muss die Erzählung durch Anführung der geringsten Nebenumstände lang werden. Du, Mutter, hast mehr Kentnisse, du verlangst nicht, daß dich der Erzähler mit längst bekannten Dingen ermüde; aber du verlangst dennoch, daß man dir eine gehaltreiche Geschichte erzähle, und liesest gern ein Buch, in welchem recht viel Begebenheiten zusammengedrängt sind. Du willst also auch viel haben; nur auf eine andere Art als das Kind.

Ich glaube gewiß, daß dein Kind dir oft bei Anhörung einer Erzählung gesagt hat: schon aus? Mutter! Du musst recht lange erzählen! Das Kind hat nicht gemeint, daß die Begebenheiten vielfach, und von langer Zeitdauer sein sollten, denn auf Begebenheiten und Zusammenhang legt

es keinen so großen Werth; die Erzählung sollte nur recht lange seinen Geist beschäftigen, und zwar auf die Art, wie ich sie eben angegeben habe. Wundere dich daher nicht, wenn du in meinen Erzählungen gar keine wichtigen Begebenheiten, aber desto mehr Ausdehnung dir längst bekannter Dinge findest. Ich habe die Geschichte für dein Kind und nur darum für dich geschrieben, daß du Gebrauch davon machest; so wie du deinem Säuglinge etwas vorklapperteſt, ohne selbst an der Klapper Vergnügen zu finden. Aber du freutest dich, wenn der Säugling zu der Klapper lächelte, horchte, nach ihr griff, und sie in den Mund stecken wollte.

Oben an dem kleinen Beispiele von dem Gustav, der mit seinem Vater spaziren ging, hast du auch gesehen, wie ich mit den Kindern spreche, aber du hast meine Kindersprache kennen gelernt. Diese unterscheidet sich sehr von der deinigen, auch sehr von der Sprache einer Kinderfrau.

Diese Weiber glauben ihre Sachen recht gut zu machen, wenn sie tändelnd, und gerade mit so verstümmelten Lauten sprechen, wie ein Kind. Dadurch bewirken sie, daß das Kind viel später

richtig aussprechen lernt. Wenn das Kind den Zucker u sch, und die Mutter buch ch nennt: so sprechen diese guten Weiber auch so, und fragen das Kind: will Karlchen usch? will das Tindchen zu Buchch? Das Kind behält diese Wörter so lange bei, bis es sich endlich selbst über dieselben schämen lernt. Die meisten Kinder höret man das g nicht richtig aussprechen, und dafür t setzen, z. B. tut statt gut, tehen st. gehen.

Daran sind die tändelnden Kinderweiber Schuld. Meine Kinder haben sehr bald die richtige Aussprache gelernt, weil ich vom ersten Anfange des Sprechenlernens an mir Mühe gab, sie richtig sprechen zu lassen, und niemals sie verstehen wollte, wenn sie ein Wort falsch hervorbrachten: denn es ist ein Unterschied zwischen u n d e u t l i c h e n und f a l s c h e n Tönen. Mit jenen mnss man natürlich Nachsicht haben. Dahingegen habe ich dieses tändelnde t statt g einem andern Knaben erst im fünften Jahre abgewöhnen können. Es war zu sehr bei ihm eingewurzelt, weil die meisten Menschen aus seiner frühern Umgebung eben so tändelnd und verstümmelnd mit ihm gesprochen hatten, wie er. Da

hieße es: bist du bintefallen? wollen wir spaziren tehen? hast du tut teslafen?

Du, Mutter, begehest diesen Fehler gewiß nicht; aber deine gewöhnliche Sprache erhebt sich doch weit über die Einfachheit der Kindersprache. Wenn du zum Beispiele schon ein Mal die Sache, von der du sprichst, genennet hast, so nennest du sie nicht weiter, und gebrauchest dafür das Wörtchen er, oder sie, oder es, mit den nöthigen Abänderungen, als: dieser Tisch ist sehr theuer, aber er ist auch aus fremden Holze gemacht, und der Tischler hat ihn mit viel Fleiße gearbeitet. Ich würde ihn nicht gekauft haben; wenn ich dem Tischler nicht hätte unterstützen wollen: und er hat ihn wirklich immer noch sehr wohlfeil verkauft. Dein Kind kann unter ihn, und er das nicht denken, was du darunter verstehest. Soll dieß dem kleinen Menschen deutlich werden: so musst du das Wort Tisch und Tischler fleißig wiederhohlen. Darum findest du in meinen Erzählungen den Namen eines Gegenstandes, von welchem ich spreche, recht oft wiederhohlt; jedoch nicht immer: denn das Kind muss auch den Gebrauch der Wörter er, sie, es, ihm, ihn, ihr, &c. endlich einmal kennen lernen. Ich habe

sie gesetzt, wo die Deutlichkeit nicht leidet. Und wenn das Kind dieses nicht gleich verstånde: so nenne ihm den Namen des Dinges, das damit gemeint wird.*)

Nun verbindest du aber mehrere Gedanken mit einander, so daß einer in den andern greift. Das kann dein Kind nicht. Wird dich dasselbe wohl recht verstehen, wenn du sprichst: ich würde den Tisch nicht gekauft haben, wenn ich den Tischler nicht håtte unterstützen wollen? Dafür musst du diese engverbundenen Såtze trennen, wenn du deinem Kinde verståndlich werden willst. Sprich daher: diesen Tisch håtte ich nicht gekauft; aber der Tischler ist arm, und da habe ich dem armen

*) Auch kannst du auf folgende Art das Kind fragen: wenn ich spreche: greife nicht in das Licht, es brennt! was meine ich denn da, wenn ich spreche, es brennt? — Wenn ich spreche: wir wollen die Gans schlachten, sie ist fett, was soll das heißen: sie ist fett? wer ist denn fett? Noch kannst du eine Uebung mit den Wörtern: dieser und jener anstellen. z. B. dieser Tisch, jener Tisch. Dadurch wird dem Kinde deutlich, daß dieser das nahe, jener das ferne bedeute. Das führet zum Verstehen des Sinnes, wenn dieser und jener sich auf Wörter beziehen: z. B. der Vater sprach mit seinem Sohne. Dieser war fünf Jahr alt, jener war dreißig Jahr alt.

Manne Geld für den Tisch gegeben. Selbst der so einfach vorgetragene Gedanke: als ich heute früh aufstand, war das Zimmer noch nicht warm, — wird den Kindern deutlicher, wenn man ihre Verbindung gebraucht: ich stand heute früh auf, und da war das Zimmer noch nicht warm.

Darum wirst du finden, gute Mutter, daß in meinen Erzählungen recht viel Punkte, also auch recht viel kurz abgeschlossene Gedanken sind. Außerdem fangen meine neuen Gedanken häufig mit da, aber, und da, und, darauf, hernach, nun, seltener mit jetzt und weil an. Das ist die Eigenthümlichkeit der Kindersprache. Mit diesen Wörtern wissen sie nun einmal die Gedanken in Zusammenhang zu bringen. Es könnte dir aber hier der Einwurf einfallen: sollen denn die Kinder sich nicht daran gewöhnen, uns zu verstehen? Wenn wir uns immer zu den Kindern ablassen, so werden sie nie zu uns heraufsteigen! — Das haben mir selbst sehr verständige Männer eingewendet. Aber du musst nur bedenken, daß dein Kind dich nicht anders verstehen kann: denn es hat ja die lange Uebung im Sprechen nicht; es kennt auch noch nicht die wahre Bedeutung aller Wörter, die du

gebrauchest. Ach wie oft täuscht man sich, daß man glaubt, die Kinder verstehen uns, weil sie nicht fragen: was heißt das? Aber sie sind dann, leider! schon daran gewöhnt, mit dem halben Sinne der Rede zufrieden zu sein. Ganz anders ist es mit einem Kinde, das du durch deine kindliche Sprache gewöhnt hast, bei jedem Worte den richtigen Sinn zu fassen. Sobald es ein neues Wort hört, wird es dir sagen: das verstehe ich nicht! — Freilich wird das eine Plage für dich sein; du wirst manchmal unwillig werden, und manchmal selbst in Verlegenheit gerathen, weil du selbst das Wort nicht recht erklären kannst. Lass, z. B. dein Kind fragen: Mutter, was heißt denn das: w a r n e n, g e d u l d i g, R a c h e, n a c h d e n k e n? Was wirst du denn da antworten? — Ich bin Willens ein Wörterbuch für Kinder herauszugeben. Darin sollen alle Wörter, die im Leben häufig vorkommen, die aber doch etwas schwer zu erklären sind, mit den Worten eines Kindes erklärt sein! Dieses Buch wird dir manchmal aus der Noth helfen. Doch um zu jenem Einwurfe zurückzukehren, so musst du noch bedenken, daß so ein Kind, welches gewohnt ist, nach dem Sinne eines jeden Wortes zu forschen,

mit jedem Tage Fortschritte in der Sprache macht, und endlich dahin gelangt, ganz die Sprache der Erwachsenen zu verstehen. Es ist ein Fehler in unsern meisten Lesebüchern für Leseschüler, daß man so wenig auf die Kindessprache Rücksicht nimmt. Das Kind wird beim Lesen außerordentlich verdrießlich gemacht, wenn es seine Aufmerksamkeit auf die Buchstaben richtet, und hintennach doch nichts von dem Sinne gefasst hat. Man muß sich zu dem Kinde herablassen, ehe man dasselbe hinaufziehen kann. Nichts geschieht in der Natur auf ein Mal; alles entwickelt sich nach und nach; also auch die Sprache. — Du wirst finden, daß in den Geschichten, die ich liefere, die Sprache sich immer verändert. Am auffallendsten kannst du dich davon überzeugen, wenn du die erste und letzte Erzählung mit einander vergleichest. In der letzten Erzählung ist sie schon mehr der Sprache eines Erwachsenen genähert. Unvermerkt wird aber dein Kind zum Verstehen derselben geführt worden sein, wenn es die vorhergehenden Geschichten verstanden hat.

Nun rathe ich dir aber, deinem Kinde langsam vorzulesen, und bei jedem Satze anzuhalten. Dabei kannst du fragen: was habe ich dir erzählt? Das Kind wird sich bemühen, deine Worte zu wiederhohlen: denn es ist noch nicht so weit im Sprechen vorgerückt, daß es das gehörte mit andern Worten ausdrucken könnte. Wenn es aber beim Wiederhohlen stockt, so hilf ein. Dein Kind lernt unvermerkt, wie man seine Gedanken deutlich vortragen kann. Suche aber dabei durch Fragen zu erfahren, ob das Kind deine Worte auch verstanden habe. Es muß nemlich besonders einsehen, wovon du gesprochen und was du davon gesprochen hast. Hättest du z. B. vorgelesen: Auguste stand auf einem Stuhle am Fenster: so könntest du fragen: wer stand auf dem Stuhle? Was that Auguste? Wo stand aber der Stuhl? — Diese Fragen scheinen weitläuftig; aber glaube mir, sie sind nicht unwichtig. Sie enthalten die Grundlage des richtigen Denkens, und das Kind wird daran gewöhnt, alles, was es hört, auf die rechte Art mit dem Geiste aufzufassen.

Jetzt, Mutter, komme ich zu einer besondern Forderung, die das Kind macht, wenn du ihm et=

was erzählest. Du sollst nemlich deine Gebehrden immer mitsprechen lassen. Wenn du sagest: der Vater sahe finster aus: so musst du auch dabei finster aussehen; wenn du vom Umdrehen des Schlüssels sprichst: so musst du thun, als ob du wirklich einen Schlüssel umdrehtest; und wenn du erzählest: das Schaf schüttelte sich: so musst du dich auch schütteln. — Du lachst vielleicht über diese Forderung, und hältst es wohl gar für unanständig, dich wie ein Schaf zu schütteln; aber bedenke, daß du bei dem Kinde Kind sein musst. Du darfst es nun einmal nicht hinauf ziehen zu dir, du musst dich zu ihm herablassen. Warum musst du aber deine Gebehrden mitsprechen lassen? Höre! Wenn wir Erwachsenen unsere Worte mit angemessenen Bewegungen des Körpers begleiten, und in unserm Antlitze und in der Haltung des Körpers den Eindruck darstellen, den unser Gedanke auf das Gemüth macht; so haben unsere Worte mehr Kraft und Ausdruck, und wir verlangen diesen körperlichen Ausdruck auch von einem Redner. Das Kind gehet aber hier in seiner Forderung noch weiter; es ist sinnlicher, als der wohl ausgebildete Mensch; daher genüget ihm das bloße Wort nicht; das Wort soll

ihm gleichsam auch sichtbar werden. Nun kommt aber noch dazu, daß dem Kinde die Vorstellung von einer Handlung durch die Gebehrdensprache erleichtert wird. Wenn ich sage: er ballte die Faust: so komme ich bei diesem Ausdrucke der Phantasie des Kindes sehr zu Hilfe, sobald ich selbst dabei die Faust balle, und den Ausdruck des Gesichtes danach umstimme.

Es kann aber auch leicht der Fall sein, daß ein Kind sich jetzt bei dem Worte nichts denken kann, oder eine falsche Vorstellung erhält: denn die Kinder vergessen die Bedeutung der Wörter leicht wieder. Da kannst du ihm denn auf einmal deutlich werden, wenn du den körperlichen Ausdruck mitsprechen läßt, und du kannst verhüthen, daß keine falsche Vorstellung in dem Kinde entstehe. Es kann sein, daß es sich bei den Worten, der Vater sahe finster aus, die Sache nicht recht denkt, und wohl gar glaubt, er habe schwarz ausgesehen, wie die finstere Nacht. Siehest du aber dabei finster aus: so weiß es, was es denken soll. Auch kannst du dem Kinde selbst das Geschäft überlassen, ein Wort für die Gemüthsbewegung des Vaters zu suchen, wenn du sagest: der Vater sahe so aus, ein finsteres Gesicht machest,

und mit der Frage hinten nach kommst: wie nennt man denn das? Das Kind wird ein Wort dafür suchen, und vielleicht das nicht nennen, welches du erwartest. Aber dann kannst du ihm das rechte mittheilen.

Ueberhaupt ist es gut, wenn du diese Uebung recht oft wiederhohlst, und nicht allein durch Worte, sondern auch oft nur durch die Bewegung des Körpers und durch den Ausdruck des Gesichtes den Kindern beschreibest, was geschahe. Es macht nicht allein den Kindern mehr Vergnügen, sondern es bringt ihnen auch den Nutzen, daß sie in den Stand gesetzt werden, für das, was sie sehen, den richtigen Ausdruck zu wählen.

Wenn du eine Geschichte beendet hast: so vergiss nicht, dieselbe von dem Kinde wieder erzählen zu lassen.

Die Kinder bleiben nicht im Zusammenhange, sie mischen alles unter einander, und lassen oft das wichtigste aus. Allein du kannst sie durch Fragen im Zusammenhange erhalten, du kannst ihnen dadurch die ganze Geschichte ablocken. Dadurch übst du ihren Geist außerordentlich; das Gedächtniss wird gestärkt, und das Vermögen, die Dinge gehörig zusammenzustellen, erhält eine

eigene Kraft. Wie du diese Fragen einrichtest, darf ich dir wohl nicht erst sagen. Sie fließen ja aus der Geschichte. Wenn z. B. das Kind von Gustav erzählte; so würde es vielleicht anfangen. Es war einmal ein Knabe, der hieß Gustav, und der Gustav ging mit seinem Vater spaziren: und hatte eine blaue Jacke an. rc. Da würdest du wahrscheinlich sprechen: aber du hast mir noch nicht gesagt, wie groß der Gustav war? Was sagte sein Vater zu ihm, ehe er spaziren ging? Was that Gustav? Wie wusch er sich? Was that er nun? Wo hing die Bürste? rc. Wann setzte Gustav den Hut auf rc. —

Ich gehe jetzt zu den Kinderliedern über, welche ich in diesem Buche zur Probe dir mittheile, und nicht allein ans Ende verwiesen, sondern auch in die Erzählungen mit eingemischt habe. Kleine Lieder, wenn sie mit Gesange begleitet werden, sind den Kindern sehr angenehm, ohne Gesangweise machen sie sich nichts aus denselben: und das kann ich mir leicht erklären. Erstlich haben die Kinder nicht gleich Gehör für den Reim und die abgemessenen Sylben; zweitens sind des Reimes und der abgemessenen Sylben wegen manche Wörter so gesetzt, daß sie den

Kindern nicht deutlich genug werden oder nicht natürlich genug auf einander zu folgen scheinen. Wenn das Kind aber sein Liedchen absingen kann: so kümmert es sich nicht um Sylbenmaß und Reim. Indeß ist es doch auch gut, wenn es ein Liedchen lernt, ohne es vorher abzusingen. Daß sein Gedächtniss dabei mehr geübt wird, siehet wohl jeder ein; aber indem es gezwungen ist, die Wörter an einen gewissen Ort zu setzen, und keine beliebige Veränderung vornehmen darf: so gewinnet der Geist auch wieder dadurch: denn er wird gewöhnet, mit genauer Aufmerksamkeit und nach einer gewissen Ordnung zu verfahren. Dadurch wird der Sinn für Regelmäßigkeit sehr befördert.

Aber mit den Liedern für Kinder, die ich von Kinderweibern und von gebildeten Müttern oft gehöret habe, liege ich sehr im Streite. Sie enthalten nicht allein viel abgeschmacktes, sondern auch viel unzusammenhangendes und unverständliches, und eine Aufzählung dieser Lieder wäre ein Beitrag zur Geschichte der Albernheit.

Woher kommt es aber, daß diese Art Lieder immer noch bei uns gehört werden? Weil die meisten Mütter dieselben in ihrer Kindheit gelernt

haben, und jetzt, da sie selbst ihre Kinder unterhalten sollen, sich die Mühe verdrießen lassen, bessere Kinderlieder in den Büchern unserer neuern Jugendschriftsteller zu finden. Du, Mutter, gehörest nicht zu diesen: denn du hast ja dieses Buch gekauft, in der Meinung, etwas für dein Kind in demselben zu finden. Ich wünsche, daß es dir gefallen möge!

Unter den Liedern, welche noch am Ende stehen, habe ich einige gedichtet, mit denen du fünf-, sechs- und siebenjährige Kinder unterhalten kannst. Dahin gehöret das erste lange Lied von der verkehrten Welt. Dieses machet den Kindern sehr viel Vergnügen. Aber du mußt sie auch dabei üben, und dir sagen lassen, wie es in der nicht verkehrten Welt hergehet. Es ist sehr leicht, die Kinder dürfen nur die Wörter versetzen: z. B.: da wird der Tisch auf die Uhr gestellt — ändern sie um in den Satz: da wird die Uhr auf den Tisch gestellt. Das zweite Lied von der verkehrten Welt ist schwerer: denn da müssen Widersprüche aufgehoben werden. Eine herrliche Uebung des Geistes!

Ich hätte dir, gute Mutter, noch mancherlei

über die hier gelieferten Geschichten zu sagen; doch zu Ersparung des Raumes will ich nur das wichtigste anführen.

Die Geschichten sind aus dem Alter desjenigen Kindes genommen, welches erzählen hört, oder die Erzählungen liest; dadurch wird die Phantasie des Kindes am richtigsten belebt, und der Verstand auf die sicherste Art in Thätigkeit gesetzt: denn ein kleines Kind weiß ja noch nichts von den Verhältnissen des erwachsenen Kindes, es wird ihm daher auch schwer, sich hineinzudenken, wenn du Geschichten von ältern Kindern erzählst. Auch werden die Geschichten schwer, wenn man zu viel von den Handlungen erwachsener Personen einmischt. Die Erwachsenen müssen nur so eine Rolle bekommen, wie sie das Kind dieselbe täglich spielen siehet.

Die Geschichten sind aber auch wahr! das heißt: wenn die Begebenheit sich wirklich auch nicht so zugetragen hat, wie sie hier dargestellt ist: so liegen ihr doch wahre Aeußerungen der Kinder, unter welchen ich den ganzen Tag lebe, zum Grunde. Der Stoff hat nur eine andere Gestalt bekommen, welche aber der treuen Schil-

derung eines Karakters nichts schadet: denn die Karaktere und Aeußerungen der Kinder sind ganz treu, und oft wörtlich treu hier wieder abgestaltet. Darum können diese Geschichten auch zur Bildung des Herzens mit benutzet werden, da sie das Kind in seinen wahren, fehlerhaften Handlungen, welche meistentheils aus Ungehorsam, oder Leichtsinn, oder Unbesonnenheit entspringen, von verschiedenen Seiten darstellen. Diese Geschichten fordern auch auf der andern Seite zur Nachahmung auf, durch die Beispiele der dem Kindesalter eigenthümlichen Herzensgüte.

Ueber den Begriff: sich schämen, habe ich mich weitläuftig ausgelassen. In unsern Zeiten, wo man oft aufhört, sich zu schämen, wo das Wort Scham bei vielen fast für ein leeres Wort, wie das Wort Gespenst, zu gelten pflegt, in unsern Zeiten ist es wohl sehr nöthig, von Kindheit an den Begriff Schamhaftigkeit nicht allein zu entwickeln, sondern auch in dem Kinde gleichsam lebend zu machen. Dein Kind, liebe Mutter, wird vielleicht von dir die Schamhaftigkeit gelernt und angenommen ha-

ben; dann kannst du die sieben Geschichten über Scham und Schande benutzen, dein Kind mit den Begriffen dieser Wörter näher bekannt zu machen.

Diese Geschichten kannst du aber noch benutzen, um dein Kind, das erst anfängt zu lesen, sich im Lesen üben zu lassen. Und in so fern wäre dieses Buch die Fortsetzung von Frohbergs Lesebuch für Karln. So ein Lesebuch muss äußerst leichten Inhaltes sein. Denn wozu willst du eigentlich ein Lesebuch gebrauchen, gute Mutter? Dein Kind soll darin sich in einer gegebenen Zeit im geläufigen Fortlesen der dastehenden Wörter üben, und sich zugleich gewöhnen, beim Fortlesen auch den Sinn der Worte aufzufassen. Wie aber, wenn die Verbindung der Gedanken kunstreich ist, wenn man zusammengesetzte Urtheile, und fremdartige Dinge dem Kinde zu lesen giebt? Da wird es alle Augenblicke anhalten, und dich fragen, und du wirst die Zeit mit Erklären zubringen müssen, anstatt daß das Kind sich im Lesen üben sollte. Die Zeit ist zwar nicht unnütz vorbeigegangen; aber das ist schon Zeitverlust, wenn das in der Zeit nicht geschieht, was geschehen soll; das

Kind lernt wohl etwas dabei; aber es lernt doch nicht lesen, und bekommt endlich gar einen Widerwillen gegen das Lesen, weil es so viel Schwierigkeiten dabei findet. — In den hier gelieferten Geschichten wird es wenig Schwierigkeiten finden, und ziemlich ungestört fortlesen können.

Endlich können auch diese Geschichten noch für das höhere Kindesalter als Parabeln benutzt werden. Denn das Prisma, das dem Kinde nur Spielwerk däucht, um die Fenster mit bunten Rändern anzuschauen — ist dem Erwachsenen ein Werkzeug, den Lichtstrahl zu scheiden; und die bunten Streifen des Lichtes, welches durch das Prisma fällt, führen ihn zu höhern Betrachtungen. Je einfacher so eine Geschichte ist, desto deutlicher wird sie die gute Lehre, die aus derselben fließt, darstellen. Eben so kann man die Art der Erzählung selbst zur Uebung für Kinder machen, die schon ihre Gedanken schriftlich darzustellen im Stande sind. Sie müssen die Geschichte abschreiben, aber den Ausdruck und die Verbindung der Sätze nach ihrer Art abändern.

Zum Schlusse will ich noch berühren, daß dieses Buch mit meinen übrigen Kinderschriften

in genauem Zusammenhange stehet. Es macht von allen den Anfang. An dasselbe schließen sich die beiden Theile des Stoffes zur Bildung des Geistes und des Herzens, und die beiden Theile der Kinderfreuden. An die letzten Abtheilungen in den Kinderfreuden grenzen die beiden Theile der Familie Bendheim. Das Buch Therese, worin den Müttern bloß guter Rath gegeben wird, wie sie ihren Kindern das Lesen lehren sollen, gehöret nicht in die Reihe der Kinderschriften; wohl aber ist Frohbergs Lesebuch dahin zu rechnen, welches dann den Anfang macht, sobald man gegenwärtiges Buch als Fortsetzung eines Lesebuches betrachten will.

Für Kinder, welchen der Stoff zur Bildung des Geistes ꝛc. nicht in die Hand gegeben, sondern vorgelesen werden kann — bis zu dem Alter, wo das reifere Knabenalter für die Familie Bendheim geschickt ist — wird man in meinen angenehmen Schulstunden allerlei Gedichte und gereimte Erzählungen finden, welche nach Verschiedenheit des Alters den Kindern mitgetheilt werden können.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß dir, gute Mutter, das Büchlein gefallen möge. Beim Durchlesen erhält es vielleicht deinen Beifall nicht: denn das Kindische in der Sprache kann hie und da einen Anstoß dir geben. Allein der Gebrauch muss und wird dir lehren, daß die Arbeit nicht verwerflich, vielmehr zweckmäßig, und nicht so leicht sei, wie man sichs vorstellt: denn es ist etwas schweres, den Ausdruck und den Gedankengang des Erwachsenen zu verläugnen, und so ganz beim Erzählen ein denkendes Kind zu sein.

Noch will ich auf drei Werke aufmerksam machen, die bald nach einander von mir für gute Mütter erscheinen werden. Das erste heißt: Wilhelmine, oder erstes Buch für Mütter, die auf den Verstand ihrer Kinder von der frühesten Zeit an, wirken wollen. — Das zweite wird den Titel führen: Vorlesungen über die Erziehung und die Erziehungskunst. Ein Buch in Abtheilungen, welche sich die Mütter bei ihren freundschaftlichen Zusammenkünften vorlesen können.

Das dritte ist das Wörterbuch für Kinder. Ein Noth- und Hilfsbuch für die Mütter. Es wird wenig Noth; aber, wie ich hoffe, viel Hilfe darin sein!

Behalte mich lieb, gute Mutter!

Geschrieben zu Neustrelitz im Monat April 1808.

Karl Hahn.

Theresens Hilfsbuch.

I.

Die Eierschalen!

Eine gute Mutter stand einmal in ihrer Stube an einem Tische. Auf dem Tische stand ein grüner Topf. In dem grünen Topfe war Milch. Es lag aber auch ein Quirl noch auf dem Tische. Auch eine rothe Schüssel stand dort mit Eiern, und noch eine gelbe Schüssel stand auf einem Stuhle. In der gelben Schüssel war Mehl. Aus der Milch, aus dem Mehle und aus den Eiern wollte die Mutter einen Eierkuchen backen. Aber wenn man Eierkuchen backen will, muss man die Schalen von den Eiern entzwei brechen, daß das Gelbe herausläuft, und auch das Eierweiß. Doch die gute Mutter

brach die Eier nicht mitten entzwei. Die Mutter machte oben in das Ei ein kleines Loch mit einer Gabel, und unten in das Ei machte sie auch ein kleines Loch. Hernach blies die Mutter in das eine Loch. Da kam aus dem andern Löchlein alles herausgeflossen, was in dem Eie war. Und die Eierschale blieb ganz, und sahe noch aus, wie ein Ei; aber sie war sehr leicht.

Und die gute Mutter machte es mit — mit acht Eiern so. Die Eierschalen gab die Mutter ihrem Töchterchen, der kleinen Mathilde. Das Töchterchen war aber erst zwei Jahr alt, und konnte recht gut laufen; doch sprechen konnte Mathildchen noch nicht recht gut.

Mathilde freuete sich recht über die Eierschalen. Sie hob ihr Kleidchen vorn auf, und legte die Eierschalen alle ins Kleidchen. Die runden Eierschalen nennte Mathilde aber Eikukkeln.

Darauf sprang Mathilde fort, und stieg auf einen Stuhl; der Stuhl stand aber an dem Tische. Und Mathilde legte die Eierschalen aus dem Kleidchen auf den Tisch, und spielte recht vergnügt mit den runden Dingerchen.

Und das kleine Mädchen ließ die Eierschalen auf dem Tische herumrollen, und rief: bolle-bolle-boll! Aber Mathilde hielt auch die Hand vor, *) daß die Schalen nicht von dem Tische rollen sollten.

Endlich aber rollte doch eine Eierschale vor der Hand vorbei, und fiel von dem Tische hinunter auf die Diele. Patsch! da war die Schale entzwei. Und Mathilde sahe der Schale nach, wie sie hinunter fiel, und — weinte etwa? — nein, sie freute sich darüber, daß aus der runden Eierschale etwas anderes wurde, und daß die Schale so aufpatschte.

Und Mathilde nahm eine Eierschale nach der andern, und warf sie recht derb hinunter auf den Fußboden. Und wenn die Eierschalen recht aufpatschten, da hatte Mathilde eine recht große Freude. Endlich lagen alle acht Eierschalen auf der Diele; aber die Eierschalen waren in tausend Stückchen zersprungen. — Die Mutter hatte auch alles gesehen, doch sie hatte nichts dazu gesagt.

---

*) Mutter, das kannst du alles deinem Kinde mit der Hand vormachen.

Mathilde kroch nunmehr von dem Stuhle, und bückte sich nieder zu den Schalen, und hob ein Stückchen auf. Das Stückchen besahe aber Mathilde ganz still von innen und von außen.

Endlich fing die kleine Mathilde zu weinen an. Da trat die Mutter zu dem kleinen Mädchen, und sagte: Kind, warum weinst du denn?

Aber Mathilde weinte fort, und sagte: meine Eikuckeln! — alle entzwei!

Doch die Mutter antwortete: Kind, du hast sie ja selbst zerbrochen. Warum hast du sie denn herunter geworfen die Eierschalen? Hat es dir denn Freude gemacht?

Da antwortete Mathilde: ja!

Und die Mutter sprach weiter: du hättest aber daran denken sollen, daß deine Eierschalen entzwei gingen, und daß du nicht mehr mit den zerbrochenen Eikuckeln spielen könntest. Nun werden die Eierschalen nicht wieder ganz, und ich habe auch keine andern. Du magst jetzt immer weinen über deinen dummen Streich!

Ein Vater erzählte dieses Geschichtchen seinem Sohne Wilhelm.

Wilhelm sagte aber: die Mathilde ist aber auch ein recht dummes Mädchen gewesen!

Da sprach der Vater: still, still, Wilhelm! Du hast gestern das nemliche gethan. Du hast dir gestern auch eine Freude gemacht, und hast deinem Wiegenpferde den Schwanz abgeschnitten. Hernach wolltest du, daß die Hare wieder daran wären an dem Pferde; aber das ging nicht an. Und was hast du dann gethan?

Ich habe geweint! sagte Wilhelm.

Da sprach der Vater weiter: Die Kinder machen sich manchmal eine Freude, und hintennach weinen sie darüber. Das kann doch keine rechte Freude sein!

2.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen!

Der kleine August war manchmal recht ungezogen. Und wenn der Vater sagte: August, August, wie kannst du das thun! — da antwortete August immer: ih, die andern Kinder machen es ja auch so!

Was meinst du wohl, mein Kind: wenn nun ein anderes Kind naschte, dürftest du denn da auch naschen? — Nicht wahr, das wäre schlecht, wenn du auch naschtest?

Nun sieh, so war es auch recht albern, daß der kleine August immer sagte: ih, die andern Kinder machen es ja auch so!

Einmal steckte August den Zeigefinger von seiner rechten Hand, und auch den Zeigefinger von der linken Hand in den Mund. Den Mund zog er aber ganz breit mit den beiden Fingern. Das hatte der Vater dem kleinen August recht oft schon verbothen, und hatte gesagt: das sollst du nicht thun! Du machst ja deinen Mund so groß und so häßlich! Aber August gehorchte nicht.

Jetzt sahe der Vater auch wieder, was August that. Und der Vater sagte: August, August, du gehorchst also noch nicht! du machst deinen Mund noch so häßlich!

Da antwortete August: ih, die kleine Natalie macht es ja auch so!

Die kleine Natalie war aber das Töchterchen von dem Nachbar, und kam immer zu dem kleinen August; oder August ging auch hinüber in des Nachbars Haus zu Natalien.

Aber der Vater sprach jetzt zu Augusten: ja, ja, es ist wahr, die kleine Natalie hat es gestern auch so gemacht; und hat auch nicht gehorcht: denn ihr Vater hat es ihr auch verbothen gehabt. Aber weißt du denn, was für eine Strafe Natalie dafür erhalten hat? Sie hat gestern zu Mittage nur trocknes Brot zu essen bekommen. Ihre Schwester Rosalie hat aber gebratenen Hasen gegessen. Heute essen wir einen gebratenen Truthahn. Von dem Truthahne sollst du auch nichts bekommen, und nur trocknes Brot essen.

Da bat August den Vater, und sagte: ach nein, Vater, ach nein!

Aber der Vater sprach: du denkst ja, du kannst ungezogen sein, weil die andern ungezogen sind. Da musst du auch so gestraft werden, wie die andern. Du bekommst wirklich heute keinen Bissen von dem Truthahn!

Wenn andere unrecht thun, da ist es dir noch nicht erlaubt, unrecht zu thun. Die andern werden schon dafür gestraft werden; und wenn du es eben so machst, wie die andern: so musst du auch eben so die Strafe leiden.

3.

Bernhard gehorcht seiner Schwester nicht, und gehorcht ihr doch wieder.

Der kleine Bernhard spielte einmal mit seiner Schwester Minna. Minna war aber noch kleiner als Bernhard. Die beiden Kinder spielten lange zusammen recht vergnügt. Endlich wollte Bernhard Fuhrmann spielen, und Minna sagte: meinetwegen!

Aber zu dem Fuhrmannsspielen brauchten die Kinder einen Faden: denn die kleine Minna sollte das Pferd sein, und Bernhard wollte an die beiden Arme der Schwester einen Faden binden. Der Faden sollte einen Zaum vorstellen.

und Bernhard wollte den Zaum in der Hand halten. — Aber woher sollten nun die Kinder einen Faden nehmen? Bernhard wußte gleich' was er thun sollte. Es stand dort ein Nähtisch von der Mutter. Auf dem Nähtische lag ein langes Band. Das Band sahe blau aus, und war aus Seide gewebet. Die Mutter hatte das Band hingelegt, und wollte es in das braune Kleid der kleinen Minna ziehen. Bernhard nahm das Band, und wollte es an Minnas Arme binden. Aber Minna sagte: Bernhard, das darfst du nicht thun! Das Band gehört der Mutter! —

Da wurde Bernhard böse, und er sagte: du hast mir nichts zu befehlen! Du bist viel kleiner, als ich! — Ich brauche nicht zu thun, was du mir befiehlst! — Und ich spiele nun nicht mehr mit dir!

Da hatte das Spielen ein Ende. Und Bernhard trat in den Winkel, und legte sein Gesicht an die Wand, und that recht böse. Minna sollte sich vor dem bösen Bruder fürchten, und sollte hinkommen, und ihn bitten. Aber die kleine Minna stieg auf einen Stuhl, und kuckte zum Fenster hinaus.

Bald darauf kam der Bediente in die Stube, und legte über den Tisch ein weißes Tuch. Dann setzte er vier Teller auf den Tisch, und legte auch so viel Messer und Gabeln hin. Auch vier Stühle rückte der Bediente an den Tisch. Endlich brachte er auch Gläser und Servietten.

Der Vater kam darauf; die Mutter war auch schon längst aus der Nebenstube wieder hereingekommen.

Endlich brachte der Bediente Suppe in dem tiefen Napfe. Der Napf hatte aber auch einen Deckel und Henkel.

Da setzten sich der Vater und die Mutter und die beiden Kinder an den Tisch. Die Kinder waren aber wieder gute Freunde; und sie aßen ihre Suppe recht vergnügt. — Nach der Suppe brachte der Bediente Rindfleisch. Die Kinder bekamen auch ein Stückchen Rindfleisch.

Da sagte Minna zu Bernharden: du, Bernhard, weißt du, wie die Bauern essen?

Und Bernhard fragte: nun, wie denn?

Minna antwortete: mit den Fingern! Iss einmal mit den Fingern!

Da ließ Bernhard die Gabel liegen, und aß mit den Fingern.

Aber der Vater sahe diese Unart, und sprach: Bernhard, Bernhard, wie schmutzig bist du? Wozu hast du denn die Gabel?

Da antwortete Bernhard: ja, Minna hat mir's geheißen!

Doch der Vater erwiederte: ich frage nicht danach, wer dir das geheißen hat? Du hast's gethan! Wie kann dir denn Minna befehlen, etwas unrechtes zu thun; du brauchst es ja nicht zu thun.

Aber die Mutter sagte: heute früh bin ich in der Nebenstube gewesen; da habe ich wohl alles gehört, was du zu der kleinen Minna gesagt hast. Minna hat dir gesagt, du solltest mein Band nicht nehmen: Was sprachst du denn da? Das klang ganz anders als jetzt. Da sprachst du: ich brauche nicht zu thun, was du mir sagst: Du hast mir nichts zu befehlen! Du bist viel kleiner als ich. So sagtest du, nicht wahr? Und jetzt thust du wieder, als ob du der kleinen Minna gehorchen müßtest.

Und der Vater sprach: wenn dir also Minna etwas gutes heißt, darfst du's nicht thun; wenn dir aber Minna sagt, du sollst etwas schlech-

tes thun—da musst du ihr gehorchen. Nicht wahr, so ist es?

Da schwieg Bernhard mäuschenstill, und sahe nieder auf seinen Teller.

Ihr Kinder, wenn ihr böses thut: so sprecht doch nicht, ein anderer habe es euch geheißen! Das böse kann euch niemand befehlen!

4.

Die Tasse.

Es war einmal der Geburtstag des kleinen Eginhard gewesen; und die Mutter hatte dem kleinen Knaben an diesem Tage eine schöne Tasse geschenkt. Die Tasse war aus Porzellan. Sie sahe weiß aus; aber überall waren große Blumen mit Gold daran gemahlt. Ach, wie sehr freuete sich Eginhard über die schöne Tasse! Und alle Morgen trank Eginhard nunmehr sein Frühstück aus der neuen Tasse. Die Mutter sagte aber alle Mal zu ihm: deine Tasse

nimm ja in Acht. Die Tasse ist so schön; sie kann aber leicht zerbrechen!

Da sagte Eginhard: oh, die Tasse nehme ich schon in Acht!

Ih nun, sprach die Mutter, das kann ich noch nicht sagen, daß du dich in Acht nähmest. Hast du doch gestern noch die Schale zerbrochen, aus der das Rothkehlchen säuft.

Da antwortete Eginhard: das thue ich aber nicht mehr! Nunmehr nehme ich mich in Acht!

Einmal saß Eginhard auch an dem Tische, und trank seine Milch zum Frühstücke. Er hatte die Milch aus der Kanne in die schöne Tasse gegossen. Es lehnte aber auch ein langer Stab in dem Winkel. Den Stab sahe Eginhard, und er wollte gern mit dem Stabe spielen. Da machte der kleine Knabe geschwind, daß er mit Trinken fertig wurde. Die Tasse war bald leer. Da ließ Eginhard die Tasse stehen, wie sie stand, und setzte nicht die Oberschale in die Unterschale. Er sprang fort in den Winkel, und nahm den langen Stab. — Mit dem langen Stabe wollte Eginhard an die Decke stoßen; aber das ging nicht: denn Eginhard hatte noch

zu kurze Aermchen, und war noch nicht hoch.

Aber da wollte sich Eginhard höher machen; und er wußte auch gleich, wie er das anfangen sollte. Er stieg auf den Tisch. Seine Tasse vergaß er aber ganz. — Nunmehr stand also Eginhard auf dem Tische, und war höher; die Tasse stand aber hinter ihm ganz nahe an den Füßen.

Eginhard hob den Stab in die Höhe mit beiden Händen, und er reichte wirklich bis an die Decke. Aber der Stab wollte oben über-fallen, und da wäre Eginhard bald selbst mit umgefallen. Da mußte er mit einem Fuße schnell zurücktreten. Knick! war die Untertasse entzwei: denn Eginhard hatte mit dem Fuße in die Untertasse getreten. Da erschrak Egin-hard. Und er warf den Stab hin, und fing an zu weinen, und hob die Tasse auf. Die Tasse wurde aber von den Thränen ganz nass. Doch davon wurde die zerbrochene Unterschale nicht ganz. Eginhard wollte die Tasse wieder ganz machen; er klebte sie mit Speichel wieder zusammen; allein das half nichts. Das Stück fiel immer wieder aus der Tasse.

Aber die Mutter sprach auch ein Wörtchen

zu Eginhard. Sie sagte: dir ist gar recht geschehen. Alle Tage habe ich dich erinnert, daß du deine Tasse in Acht nehmen solltest. Wenn aber ein Kind so wenig an seine Sachen denkt: so muß es wohl endlich den Schaden davon haben. Deine Tasse kann nicht wieder ganz werden. Du mußt nun wieder aus einer braunen, töpfernen Tasse trinken.

5.

Der Sperling.

Es war einmal draußen recht kalt, und überall lag viel, viel Schnee. Die Krähen kamen in die Stadt, und suchten sich Knochen vor den Fenstern: denn draußen im Walde hatten die armen Thiere nichts mehr zu fressen. Auch kamen viel Sperlinge in die Stadt geflogen. Die armen Vöglein hüpften in den Straßen umher, und schielten überall hin: denn sie suchten sich Nahrung.

Der kleine Egmont hatte aber ein warmes Stübchen, und alle Mittage wurde der Tisch für ihn mit gedeckt. Doch Egmont sprang gern hinaus in den Hof, und sahe auch gern zum Fenster hinaus, wenn es gleich draußen kalt

war. Die kalte Luft gefiel dem Knäbchen. Egmont sprang immer lange in dem Schnee herum, so lange bis die Hände ganz steif wurden und roth, wie ein gesottener Krebs aussiehet. Darum sagte auch immer die Mutter, wenn Egmont fortspringen wollte: du willst dir wohl wieder Krebsscheren hohlen?

Einmal wollte sich Egmont wieder Krebsscheren hohlen? Nun, was heißt denn das? Er wollte wieder hinaus in die Kälte springen. Und Egmont machte die Thür weit auf: denn das that er immer. Vor der Stube war aber noch ein kleiner Vorsal. Als nun Egmont in den Vorsal kam, da sahe er etwas — Ach was sahe er da? — Ein Sperling flog umher, und setzte sich manchmal ans Fenster und schrie. Da wollte Egmont geschwind wieder in die Kinderstube laufen, und es der Mutter sagen. Und er machte die Thür wieder weit auf, als ob ein Wagen hineinfahren sollte.

Wups! da flog der Sperling über das Knäbchen weg, und flog nunmehr in der Stube herum.

Ei, das war ein Freudchen für den kleinen Egmont. Die Mutter lächelte auch, und sag-

te: das arme Thierchen kommt zu uns; es will Futter haben, das liebe Vöglein!

Und Egmont sagte: lass es hier, das Vögelchen, Mutter, lass es hier! Mutter, ich bitte dich so sehr! Mache mir die große Freude, ach, und die neun und neunzig tausend und Millionen große Freude. Mache mir die große Freude, so groß wie die ganze Stadt.

Da lachte die Mutter. Sie sagte: ih, die neun und neunzig tausend Millionen mal große Freude will ich dir wohl machen! Aber wenn du an dem Sperlinge Freude haben willst: so darfst du nicht mehr das Fenster offen stehen lassen. Du darfst auch nicht die Stubenthür so weit aufsperren. Sonst fliegt der Sperling fort.

Nein, Mutter, sagte Egmont, ich lasse gewiß nicht mehr das Fenster offen stehen. Ach, und ich habe eine gar zu große Freude, so groß wie ein langer Wald, der gar nicht aufhört.

Und die Mutter sprach: was wirst du denn aber dem Sperling zu fressen geben.

Da antwortete Egmont: lass mich in die ..che gehen!

Was willst du denn in der Küche machen? fragte die Mutter.

Ih, antwortete Egmont, die Köchin soll mir ein Stück Fleisch abschneiden!

Ih behüthe! sagte die Mutter, ein Stück Fleisch! Wenn der Sperling nur ein Bißchen hat, ist es schon genug. Er frißt auch Brotkrumen und Semmelbröckchen und Aepfelschnittchen, auch Haferkörnchen. Weißt du was? Gehe in den Stall, und lass dir von dem Kutscher eine Hand voll Hafer geben.

Und Egmont wollte fortgehen, und dem Sperling Hafer hohlen. Aber da machte er es wieder nach seiner Gewohnheit. Er sperrte die Thür weit auf, und dachte nicht an den Sperling. Wups! da flog der Sperling über Egmonts Kopfe wieder hinaus. Fort war der Sperling! Die Freude hatte nicht lange gedauert. Egmont weinte. Es jammerte ihn gar zu sehr, daß der Sperling nicht mehr da war.

Aber die Mutter sprach: habe ich dir's doch vorher gesagt, daß der Sperling fortfliegen würde. Du bist selbst Schuld! So gehts, wenn die Kinder sich etwas übles angewöhnt haben,

zu № 6.

und auch nicht einmal daran denken, wenn man sie gewarnt hat.

6.

Emmerichs Art Frühstück zu trinken.

Emmerich saß einmal an dem Tische, und wollte sein Frühstück verzehren. Es stand aber eine Kanne voll Milch dort; auch eine Tasse hatte die Mutter hingesetzt. Ein Par Stückchen Zwieback lagen auch dabey nebst einem kleinen Löffel. Emmerich kniete aber auf dem Stuhle. Und er nahm die Milchkanne, und goß Milch in die Tasse, und brockte Zwieback ein. — Die Milch zog sich in den Zwieback und Emmerich aß den weichen Zwieback mit dem silbernen Löffelchen. Darnach wollte er die übrige Milch trinken. Aber er hob nicht die Tasse mit seinen Händchen in die Höhe zu dem Munde. Nein, Emmerich bückte sich gegen zu der Tasse, und schlürfte die Milch aus.

Da sprach die Mutter: Emmerich, wie trinkst du denn? Trinken auch so artige Kinder? Das ist ja ganz unschicklich.

und auch nicht einmal daran denken, wenn man sie gewarnt hat.

6.

Emmerichs Art Frühstück zu trinken.

Emmerich saß einmal an dem Tische, und wollte sein Frühstück verzehren. Es stand aber eine Kanne voll Milch dort; auch eine Tasse hatte die Mutter hinzugesetzt. Ein Par Stückchen Zwieback lagen auch dabei nebst einem kleinen Löffel. Emmerich kniete aber auf dem Stuhle. Und er nahm die Milchkanne, und goss Milch in die Tasse, und brockte Zwieback ein. — Die Milch zog sich in den Zwieback, und Emmerich aß den weichen Zwieback mit dem silbernen Löffelchen. Hernach wollte er die übrige Milch trinken. Aber er hob nicht die Tasse mit seinen Händchen in die Höhe zu dem Munde. Nein, Emmerich bückte sich nieder zu der Tasse, und schlürfte die Milch in den Mund.

Da sprach die Mutter: Emmerich, wie trinkst du denn? Trinket wohl ein artiges Kind so? Das ist ja ganz ungesittet!

Aber Emmerich sagte: ih, Mutter, das schadet ja nichts!

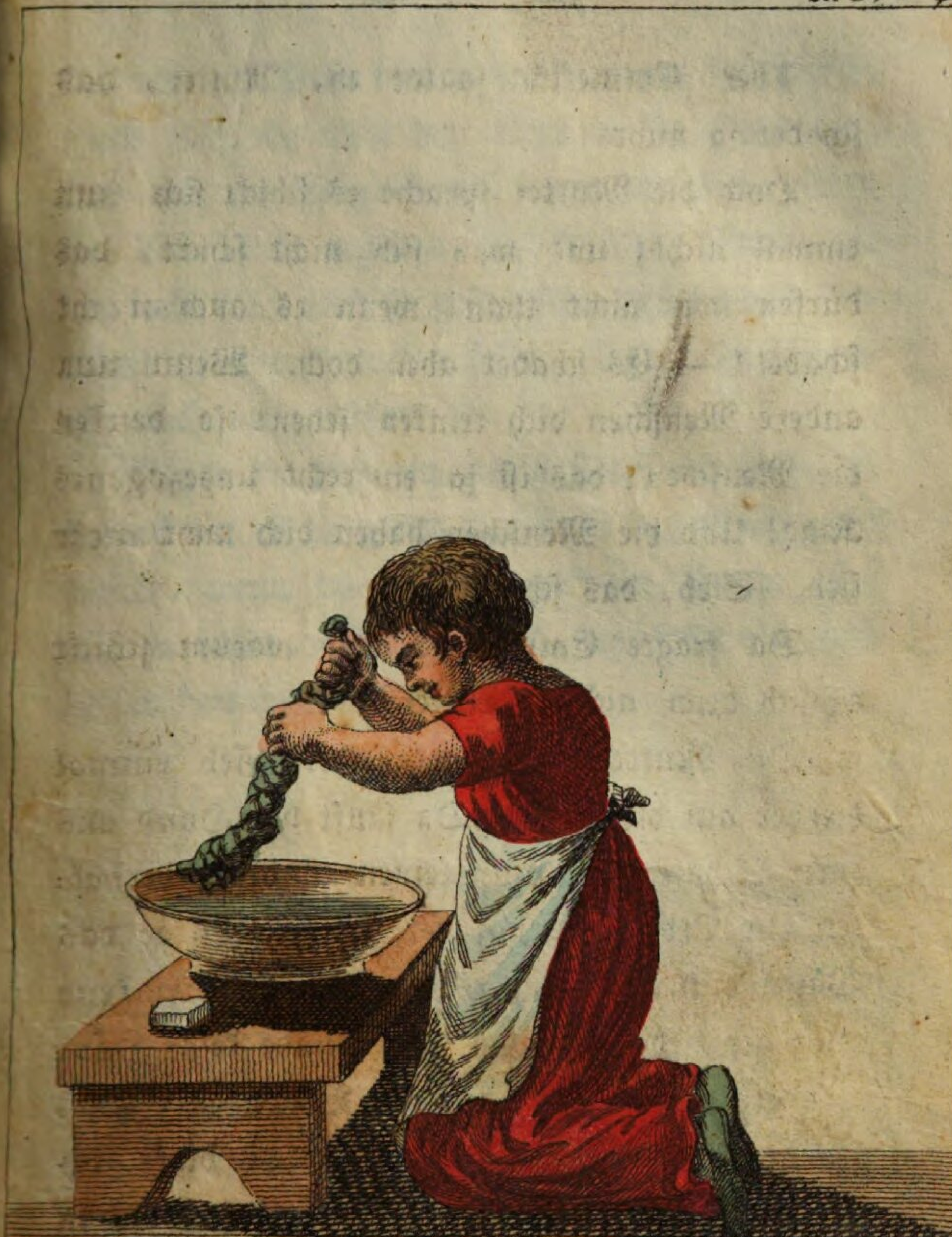
Doch die Mutter sprach: es schickt sich nun einmal nicht; und was sich nicht schickt, das dürfen wir nicht thun, wenn es auch nicht schadet! — Es schadet aber doch. Wenn nun andere Menschen dich trinken sehen: so denken die Menschen: das ist ja ein recht ungezogenes Kind! Und die Menschen haben dich nicht mehr lieb. Sieh, das schadet es!

Da fragte Emmerich: aber warum schickt es sich denn nicht, Mutter?

Die Mutter antwortete aber: sieh einmal hierher auf die Diele. Da säuft der Hund aus einer Schale. Er muß seinen Kopf niederhalten zur Erde, und mit der Zunge muß er das Wasser einlecken, anders kann er nicht trinken: denn der liebe Gott hat dem Hunde keine Hände gegeben. Und sieh hier das Vögelchen. Das sitzt auf dem Rande der Schale. Es bückt sich erst nieder, und fasst mit seinem Schnäbelchen Wasser. Hernach hält das Vögelchen seinen Kopf in die Höhe, daß das Wasser durch sein Kehlchen hinunterläuft in den kleinen Magen.

Aber der liebe Gott will's nicht haben, daß

zu No. 7



H. Hahn del.

du dich zur Erde bücken sollst, wenn du trinkst; auch sollst du nicht den Kopf in die Höhe halten wie ein Vögelchen: denn der liebe Gott hat dir Hände gegeben, und deinen Mund hat der liebe Gott auch so geschaffen, daß du das Getränk hinunterschlucken sollst. Und dein Körper ist auch aufgerichtet.

Wenn du nun ein wenig Verstand hast: so kannst du es ja gleich einsehen, daß es sich nicht schickt, wenn du trinkst, wie ein Hund. Du bist ja besser, als ein Hund, und sollst dich auch besser betragen, als ein Hund!

7.

Das Halstuch.

Die kleine Ottilie kam einmal in die Küche. Da sahe sie eine Frau stehen vor einer gr… Wanne. Die Frau hatte aber die H… mel hinaufgewickelt, und eine al… gebunden. Die Schürze sahe … sehr nass. Die Frau fu…

in die Wanne, und zog ein Hemdchen in die Höhe. Das Hemdchen war aber triefend nass, und rauchte: denn es war heißes Wasser in der Wanne. Und die Frau schmierte Seife auf das Hemdchen, und rieb es zwischen ihren Händen;*) dann tauchte sie das Hemdchen wieder in das Wasser, und rieb es wieder. Es sollte aber der Schmutz aus dem Hemdchen gehen; und die Frau wollte den Schmutz herausreiben. Das nennt man waschen. Endlich wand die Frau das Hemdchen zusammen, wie einen Strick. Da floss das Wasser heraus. Das nennt man ausringen. Hernach legte die Frau das Hemdchen weg, und zog einen Strumpf aus der großen Wanne. Mit dem Strumpfe machte es die Frau eben so wieder.

Und die kleine Ottilie sahe der Frau lange zu. Endlich bekam das kleine Mädchen Lust, es auch so zu machen, wie die Frau. — Nun ja, das wird etwas schönes werden, wenn Ottilie wäscht!

---

kannst du sowohl das Reiben, als ...ziehen und Seifenaufschmieren durch ...ner Hände darstellen.

Höre! — Ottilie sprang in die Kinderstube. Es war aber niemand in der Kinderstube. An dem Bette stand ein niedliches Tischchen; es sahe braun aus, und glänzte recht sehr. Auf dem Tischchen stand ein Waschbecken aus Steingut, und Seife lag auch dort. Eine gläserne Flasche war auch auf das Waschtischchen gesetzt, und helles, reines Wasser war in der gläsernen Flasche. Da sprang Ottilie an das Waschtischchen, und nahm das Waschbecken, und trug es auf eine Fußbank. Hernach brachte sie die Flasche voll Wasser getragen, und goss Wasser in das Waschbecken. Endlich hohlte Ottilie auch die Seife. — Nun fehlte nur noch etwas, was Ottilie waschen konnte. Sie fand aber nichts. Da band sich Ottilie ihr Halstuch ab. Das Halstuch war aus Kattun, und hatte sehr schöne Blumen von allerlei Farben. Ottilie tauchte das Halstuch ins Wasser. Aber das Wasser war kalt. Da fiel der kleinen Ottilie ein, daß die Waschfrau heißes Wasser hätte, und sie glaubte, heißes Wasser müsste sie auch haben.

Da schlich Ottilie wieder in die Küche, und ging hin an das Schüsselbret. Aus dem Schüsselbrete nahm sie ein grünes Töpfchen.

Auf dem Herde stand aber ein großer Topf aus Eisen an dem Feuer. Aus dem eisernen Topfe schöpfte die Waschfrau immer Wasser, und goss es in ihre Wanne. Und Ottilie schöpfte auch aus diesem Topfe ihr grünes Töpfchen ganz voll. Das Wasser war noch nicht heiß, es war nur warm, sonst hätte sich Ottilie die Finger verbrannt. Das Wasser war aber nicht rein; es war Asche hineingeworfen. Solches Wasser nennt man aber Lauge. Die Lauge ist sehr scharf, und macht, daß die Haut an den Fingern ganz weiß wird, und runzlich; und endlich geht die Haut gar von den Fingern ab, und die Finger werden blutig.

Mit dem Töpfchen schlich nun Ottilie in die Stube. Und sie goß die Lauge auf das Halstuch. Hernach schmierte Ottilie recht viel Seife auf das Tuch, und wollte nun reiben. Aber sie konnte nicht viel reiben: denn sie hatte nicht viel Kräfte. — Ottilie plätscherte aber doch lange in dem Wasser. Aber da zog sich die zarte Haut an ihren Fingerchen zusammen, und wurde weiß und runzlich, und es war, als ob etwas an den Fingerspitzen fräße. Das Wasser wurde

aber auch ganz grün: denn die Lauge zog die grüne Farbe aus dem schönen Halstuche.

Und es wurde Ottilien Angst. Da wollte sie das Halstuch ausringen, und sie wand es zusammen, wie einen Strick; aber sie konnte auch nicht ringen: denn ihre Fingerchen thaten gar zu wehe.

Zuletzt kam die Mutter, und die Mutter rief: Mein Gott, was machst du, Ottilie!

Aber Ottilie antwortete doch freundlich: Mutterchen, ich wasche!

Ach, du unbesonnenes Kind! rief die Mutter. Wie kannst du etwas thun, das du nicht verstehst! Kann man euch Kinder doch keinen Augenblick allein lassen. Gleich begeht ihr dumme Streiche! — Nun ist das schöne Halstuch verderbt; deine Hände hat die Lauge zerfressen. Du musst Schmerzen leiden, und hast kein schönes Halstuch mehr! — Wenn die Kinder etwas thun wollen, was sie nicht verstehen, richten sie nur Schaden an.

8.

Maximilian macht Kunststücke.

Der kleine Maximilian war einmal mit seiner Mutter in einem großen Hause. Das Haus war inwendig so groß wie eine Kirche; und es waren auch recht viel Bänke in dem großen, großen Sale. Auf den Bänken saßen viel Leute. Und die Leute sahen alle vor sich hin an einen Vorhang. Der Vorhang war aber sehr breit, so breit wie der große Sal; ja bis an die Deke reichte der Vorhang. Und vor dem Vorhange saßen Männer, die machten Musik. Auf einmal hörte Maximilian: ling, ling, ling! da zog sich der Vorhang in die Höhe; und hinter dem Vorhange sahe Maximilian ein prächtiges Zimmer. Und es kamen Leute in das Zimmer, die sprachen mit einander, und lachten und zankten sich auch, und liefen hin und her. Die Leute waren sehr geputzt; aber sie waren doch nicht so geputzt, wie wir: denn sie hatten schöne Kleider an, die gar nicht so gemacht waren, wie

unsere Kleidung ist. Auch hatten viel von den Leuten große Degen und große Spornen. Und endlich zogen die Männer die Degen aus der Scheide, und gingen auf einander los, und wollten sich stechen. Und es wurde auch einer todt gestochen. Aber das war nicht wirklich so. Die Leute thaten nur so: denn die andern Menschen, die auf den Bänken saßen und zusahen, die sollten Vergnügen daran haben. Die großen Menschen spielten also, wie die Kinder manchmal spielen. Und so ein Spiel heißt ein Schauspiel. Und die Menschen, welche den Leuten ein solches Vergnügen machen, heißen Schauspieler. Der kleine Maximilian sahe nun auch mit zu, und freuete sich recht. Es gefiel ihm aber am meisten ein recht lustiger Mann. Der lustige Mann hatte sich einen dicken Bauch gemacht, und sprang immer recht hoch, und verzog das Gesicht, und machte viel närrisches Zeug. Da trat der Mann einmal auf einen Stuhl, und fiel mit dem Stuhle hin auf die Erde. Die Leute lachten aber darüber. Der kleine Maximilian lachte auch mit.

Endlich fiel aber der große Vorhang wieder herunter. Da war das Schauspiel aus. Und

die Leute, die zugesehen hatten, standen von den Bänken auf, und gingen nach Hause. Manche Männer und Frauen fuhren auch nach Hause. Maximilian fuhr auch mit seiner Mutter.

Zu Hause konnte der kleine Maximilian viel erzählen. Seinen Geschwistern sagte er alles wieder, was er gemerkt hatte. Von dem dicken, lustigen Manne erzählte aber Maximilian am meisten. Auch zog Maximilian das Gesicht so, wie es der Mann verzogen hatte.

Das verboth aber die Mutter dem kleinen Maximilian; und sie sagte: solche Fratzen darf kein Kind nachmachen: denn die Kinder gewöhnen sich gar zu leicht so etwas an, und ziehen hernach immerfort das Gesicht in die Quere, ohne daß sie's wissen.

Da sagte Maximilian: gewöhnt sich's denn der Mann auf dem Theater nicht an?

Da sprach die Mutter: das ist ein erwachsener Mann, der nimmt sich schon in Acht, daß er sich's nicht angewöhnt. Wenn er auf dem Theater das Gesicht so verzieht, und dabei spricht, da lacht man über die komischen Ge-

sichter. Darum thut es der Mann. Aber wenn er zu Hause solche Gesichter zöge, da würden die Leute ihn auslachen. Darum thut er's zu Hause nicht. Der Mann hat sich daran gewöhnt, daß er sein Gesicht nur verzieht, wenn er will. Aber wenn sich die Kinder so etwas angewöhnen, da verziehen sie ihr Gesicht immerfort, wenn sie auch gar nicht daran denken.

Und Maximilian sagte: nein, Mutter, das will ich mir nicht angewöhnen! Und der Knabe verzog auch sein Gesicht nicht mehr. Er ging aber bald darauf mit seinen Geschwistern zu Bette.

Am andern Morgen nahm Maximilian seine Trommel, und hing sie an einen Knopf. Die Trommelklöppel nahm er aber in die Hand. Darauf stieg er auf einen Stuhl; und kuckte über die Lehne am Stuhle. Da oben auf dem Stuhle wollte Maximilian Komödie spielen. Und es fiel dem Knaben alles wieder ein, was der dicke, lustige Mann auf dem Theater gemacht hatte. Es fiel ihm auch ein, daß sich der lustige Mann mit dem Stuhle hingeworfen hatte.

Da machte Maximilian schnell die Trommel von dem Knopfe los, und warf sie über die Stuhllehne weg; auch die Trommelklöppel warf er mit. Aber eben so geschwind legte er sich auch über die Stullehne, und warf sich mit dem Stuhle um. Das war ein schrecklicher Fall! Maximilian fiel hart auf die Erde nieder, die Stuhllehne prellte*) aber wieder ein wenig in die Höhe, und prellte an Maximilians Knie. Der kleine Junge lag dort wie todt; er wußte nichts mehr von sich, und schrie auch nicht, und rührte sich auch nicht. Aber die Mutter erschrack auch entsetzlich. Sie dachte, Maximilian wäre todt. Sie zitterte und bebte am ganzen Leibe, und hob den Knaben auf. Da fing Maximilian erst zu weinen an; aber er konnte nicht auf das rechte Bein treten. Ach, wie ängstigte sich da die Mutter! Sie dachte jetzt, Maximilian hätte sich das Knie zerschlagen. Und Maximilian schrie immer jämmerlicher. Da trug ihn die Mutter auf's Sopha,

---

*) Mutter! Das Prellen kannst du dem Kinde gleich zeigen, indem du ein Messer zwischen die Finger nimmst, und mit der Spitze auf den Tisch schlägest. Auch kannst du einen Stuhl umwerfen.

und zog ihm die Höschen ab; auch die Stiefelchen und Strümpfe zog sie ihm aus. Das Knie war wohl sehr roth, und wurde auch noch höher und dicker; aber entzwei war doch nichts am Knie. Da band die Mutter geschwind ein nasses Tuch um das Knie.

Allein Maximilian hatte viel Schmerzen, und konnte den ganzen Tag nicht gehen. Die Mutter ging aber hin zu einem Schränkchen, und nahm weißes Pulver aus demselben. Das weiße Pulver schüttete die Mutter in einen Löffel, und goss Wasser darunter. Hernach nahm sie das Pulver ein. Maximilian musste auch einen kleinen Löffel voll von solchem Pulver hinunterschlucken. Das that die Mutter darum, daß sie nicht von dem Schrecken krank würde, und dem kleinen Maximilian sollte der Schreck auch nichts schaden.

So geht es, wenn die Kinder immer alles ohne Ueberlegung nachahmen wollen!

9.

Philipp macht sich nichts aus Marzipan!

Der kleine Philipp hatte einmal zu Wei
nachten recht viel Marzipan geschenkt bekommen
Es war eine ganze Schachtel voll. In d
Schachtel lagen Häschen, Schwäne, Gäns
Körbchen mit Fischen und Blumen, und O
ste; auch waren Tabakspfeifen in der Schacht
und blitzende Schuhe und Krebsscheren. Un
alles war aus Zucker.

Der Vater hatte aber die Schachtel in den
Schrank gesetzt. Und wenn Philipp recht arti
gewesen war, gab der Vater dem Philipp ein
Stückchen von dem Marzipan zu essen.

Einmal aber war Philipp recht unartig ge
wesen; er hatte seine Schwester geschimpft, un
hatte auch mit den Füßen gestampft. Da kam
aber Philipp doch zum Vater, und sagte: gieb
mir was aus der Schachtel! Aber der Vate
sprach: heute kannst du doch nichts von mi
fordern? Du bist ja so unartig gewesen! Un-
artige Kinder verdienen keine Freude.

Das gefiel dem kleinen Philipp nicht; aber das Knäbchen wollte thun, als ob er sich nichts daraus machte. Und Philipp sagte zum Vater: es ist mir einerlei, wenn ich auch nichts bekomme; ich mache mir gar nichts daraus! — Hörst du wohl, mein Kind, so sprach Philipp! Gute Kinder dürfen nicht so sprechen. Wenn die Kinder gestraft werden, da haben sie die Strafe verdient; aber sie müssen still sein, und dürfen nicht thun, als ob sie sich nichts aus der Strafe machten; sonst werden die Kinder noch mehr gestraft.

Aber was that denn Philipps Vater? Er sagte zu Philippen: es ist mir recht lieb, daß ich's nunmehr weiß, daß du dir nichts aus dem Marzipan machst. Ich kenne ein Par Kinder, die sich über ein einziges Stückchen Marzipan recht sehr freuen!

Darauf zog der Vater an einer Klingel, und es kam ein alter Bediente in das Zimmer. Der Vater gab aber dem Bedienten die Schachtel mit Marzipan, und sagte: da, Johann, nimm diese schönen Sachen, und gieb sie deinen Kindern. —

Und Johann sahe im Gesichte aus, als ob

er sich wunderte. Aber der Vater sprach: Jo-
hann, nimm nur die Schachtel! Philipp mach
sich nichts daraus! — Der alte Bediente gin
mit der Schachtel fort.

Da war es dem kleinen Philipp doch nich
recht, und er sagte: ich mache mir wohl etwa
daraus!

Aber der Vater fragte Philipp: thut es di
denn wehe, daß du keinen Marzipan mehr hast

Da weinte Philipp, und sagte: ja!

Und der Vater sprach: es soll dir auch we
ne thun: denn ich will dich strafen, weil du s
unartig gewesen bist, und vorhin gesagt hast
du machtest dir nichts daraus! Die Stras
soll machen, daß du niemals wieder thust, al
ob du dir aus der Strafe nichts machtest. — Phi
lipp bekam wirklich keinen Marzipan mehr. —

10.

Traugott legt Holz in den Ofen

Es ist sehr schlimm, wenn die Kinder etwa
thun was sie gar nicht thun sollen.

Der kleine Traugott war einmal allein in der Stube. Er saß dort an einem Tische. Auf dem Tische stand aber ein Tintenfass, und es lagen Federn dort, und Traugott hatte eine Feder in der Hane. Vor dem kleinen Traugott lag ein breites Buch aus weißem Papiere. Auf das Papier waren Striche gezogen mit Bleistift. So einen Strich nennt man eine Linie. Weißt du wohl, was Traugott machen sollte?

Der Vater hatte aber auf das Papier einen Buchstaben hingeschrieben, und diesen Buchstaben sollte der kleine Traugott mit der Feder eben so nachmachen. Traugott that es auch: denn der kleine Junge konnte es recht gut machen, wenn er wollte. Aber Traugott wollte sich nicht immer Mühe geben. Und wenn die Kinder sich keine Mühe geben, und deßwegen ihre Sachen nicht recht machen, da sprechen die Menschen, das sind nachlässige Kinder.

Traugott schrieb auch jetzt recht nachlässig, und machte keinen Buchstaben ordentlich; denn der Vater war hinausgegangen. Wenn der Vater da war, musste sich Traugott wohl Mühe geben.

Aber nunmehr legte Traugott die Feder nie-

der, und rutschte von dem Stuhle. Hin an Ofen ging der Knabe. Er machte die Ofent auf, und sahe das Feuer brennen. Die Of thür war aber heiß, und Traugott brannte an den Finger; aber daraus machte sich Knabe nichts. Er wollte Holz ins Feuer leg und mit dem Feuer spielen. — Aber das Fe ist ein gefährliches Ding. Kein Kind darf m dem Feuer spielen! Traugott that es doch. (nahm ein Stück Holz, und fuhr damit in de Ofen. Das brennende Holz im Ofen woll er aber zusammenschieben. Allein das Ho im Ofen fiel aus einander, und ein Stü fiel aus dem Ofen, und auch noch eins. — D wurde dem kleinen Traugott Angst: denn das Holz brannte nun auf die Diele, und rauchte sehr. Und Traugott wollte das Holz anfassen und es in den Ofen wieder legen; aber da ver brannte sich der Knabe die Hände. Zum großen Glücke kam der Vater wieder. Der Vater faßt mit einer Zange erst das Holz an, und legte e in den Ofen; hernach bekam aber Traugot Strafe.

Wäre doch Traugott bei seinem Schreibe-
tische sitzen geblieben; da hätte er gethan, was
er thun sollte!

11.

Herrmanns kleiner Wagen!

Der kleine Herrmann war ein recht gutes Kind; er wollte seiner Mutter und seinem Vater immer Freude machen; aber Herrmann betrübte seine Mutter doch manchmal; denn er war oft liederlich. Weißt du denn, was das ist? Das sollst du gleich hören.

Herrmann hatte eine große Schachtel. In der Schachtel waren kleine Häuser, und Stadtthore, eine Kirche mit einem hohen Thurme, und auch ein Rathhaus. Auch war eine Hauptwache da, und Soldaten lagen auch in der Schachtel. Mit diesen schönen Sachen spielte Herrmann manchmal. Er bauete auf dem Tische eine Stadt, und setzte die Soldaten in die Thore und vor die Hauptwache.

Wenn aber Herrmann nicht mehr spielen wollte, da bekümmerte er sich nicht mehr um seine Spielsachen. Er ließ die Häuser dort stehen, wo sie standen. Manchmal waren ein Par Soldaten unter den Tisch gefallen —; die ließ Herrmann auch unter dem Tische liegen. Da kam oft das Kindermädchen, und strich die Häuser zusammen, und warf sie wieder in die Schachtel. Davon gingen die kleinen Bäume entzwei, und die Schornsteine sprangen von den Häusern ab, und die Thürmchen brachen von dem Rathhause. Und auf die kleinen Soldaten unten auf der Diele trat das Kindermädchen. Knick! da waren die kleinen Arme abgetreten; manchmal wurden sie auch ganz breit, wie ein Frosch, den man mit einem Steine breitschlägt.

Auch die kleine Ida kam manchmal, und langte auf den Tisch. Die kleine Ida war aber Herrmanns Schwester, und war erst zwei Jahr alt. Und sie nahm die Häuser, die sie erlangen konnte, und trug sie — ins Waschbecken.

So ging es mit den Häusern. Herrmann hatte bald nichts mehr zu spielen. Aber so ein Kind, das gar nicht für seine Sachen sorgt, und

alles stehn und liegen läßt, und umherwirft, so ein Kind heißt liederlich.

Einmal hatte Herrmann einen kleinen Wagen bekommen. Der Wagen war allerliebst; er war grün angemahlt, und glänzte wie Glas. Mit dem Wagen wollte Herrmann in dem Hof herumfahren, und die Mutter erlaubte es dem kleinen Jungen auch.

Herrmann trug seinen Wagen die Treppe hinunter, und fuhr lange in dem schönen Hofe herum. Endlich hatte er keine Lust mehr, und er hörte auf, zu fahren. Aber den Wagen ließ er stehen, wo er stand. Das war nun wieder liederlich!

Es kam aber bald ein Knecht in den Hof gefahren. Er brachte einen großen Wagen voll Holz. Und Herrmanns schöner Wagen stand gerade im Wege. Der Knecht sahe auf seine Pferde, und sahe den kleinen Wagen nicht. Und das große Rad von dem Holzwagen ging gerade über den kleinen Wagen weg. Kriks, kniks! da war das grüne Wägelein mitten entzwei.

Das Kindermädchen ging aber bald hernach über den Hof; und sie sahe das zerbrochene Wäge-

lein liegen. Da nahm sie das Wägelein in die Schürze, und trug es hinauf zu dem kleinen Herrmann.

Und Herrmann fing laut an zu weinen: denn den grünen Wagen hatte er lieb. Und er wurde recht böse auf den Knecht, und sagte: der abscheuliche, dumme Knecht, den will ich aushauen!

Aber die Mutter sprach: halt, halt! Sprich nicht so schlecht von dem Knechte. Der Mensch hat deinen Wagen nicht gesehen. Du bist Schuld; du hättest nicht liederlich sein sollen. Der Liederliche hat immer Schaden. Wenn du nur durch den Schaden klüger würdest, und sorgfältig*) werden wolltest!

12.

Mit Karo ist nicht immer zu spaßen.

Die kleine Ernestine hatte einmal ein Butterbrot in der Hand, und sprang in den Hof. In

---

*) Wer immerfort darauf siehet, daß seine Sachen gut bleiben, der ist sorgfältig.

dem Hofe lag aber ein großer Hund. Der Hund hieß Karo. Karo war ein gutes Thier. Er that niemand etwas zu Leide. Er ließ die Kinder mit sich spielen, wie sie wollten. Wenn die Kinderchen riefen: Karo, Karo! da kam der große Hund, und setzte sich hin zu den Kindern, und sahe sie an. Da konnten nun die Kinderchen alles mit ihm machen. Und sie machten auch tolle Streiche mit dem Karo. Sie krochen auf seinen Rücken, zogen ihn beim Schwanze, und hoben seine Pfoten in die Höhe. Sie gaben ihm auch wohl einen Stock in den Rachen, und hoben seine Ohren in die Höhe, und sagten ihm etwas heimliches in das Ohr. Da schüttelte alle Mal Karo mit dem Kopfe; das machte den Kindern Freude. Karo wurde aber niemals böse.

Ernestine sprang auch hin zu dem Karo. Und sie hielt dem großen Hunde ihr Butterbrot hin. Karo wollte zubeißen. Aber Ernestine zog das Butterbrot geschwind weg. — Da stand endlich Karo auf. — Nun hielt Ernestine das Butterbrot höher; und wenn sie ein Stückchen mit ihren Zähnchen abgebissen hatte, da hielt sie das Butterbrot immer wieder dem Karo hin. Karo schnappte alle Mal danach. Geschwind hielt aber Erne-

stine das Butterbrot hoch in die Höhe, und lachte über den Hund. Aber endlich sprang Karo schnell an der kleinen Ernestine hinan, und murrte, und wollte das Butterbrot wegschnappen. Karo stieß aber mit seinen vordern Pfoten die kleine Ernestine um. Das kleine Mädchen fiel auf den Rücken hin, und schrie gewaltig! Doch Karo schnappte das Butterbrot weg, und lief fort. Ernestine war mit dem Kopfe derb aufgeschlagen, und der Rücken that ihr auch wehe. — Das kleine Mädchen blieb aber nicht lange liegen. Sie stand auf, und lief zur Mutter. Doch schrie sie immerfort die ganze Treppe hinan, bis sie in die Stube kam. Und die Mutter fragte: was fehlt dir denn, Ernestine? Du weinst ja, als ob dir der Kikerihahn dein Butterbrot genommen hätte? Da schluchzte Ernestine: ach, Karo hat's genommen! der infame Hund, das ist ein gottloses Vieh!

Da sprach die Mutter: ein gottloses Vieh kann nun der Karo nich sein: denn er weiß nichts vom lieben Gott.*) Ich habe aber wohl gesehn,

---

*) Der ist nur gottlos, der von Gott etwas weiß, und das thut, was Gott nicht haben will.

was du mit dem Karo gemacht hast. Mit Karo ist nicht immer zu spaßen, er wird endlich auch böse. Warum hast du ihn geneckt, und ihm das Butterbrot immer vorgehalten, und doch nicht geben wollen! — Wer andere neckt, der muß sich auch wieder etwas gefallen lassen, das nicht angenehm ist.

13.

Das Winterholz.

Es war einmal ein sehr kalter Winter. Draußen auf dem Felde lag viel Schnee und die Dächer waren auch hochbedeckt mit Schnee; auch hingen große Eiszapfen von den Dächern. Da trat der kleine Karl an das Fenster. Das Fenster war aber gefroren, und draußen an dem Fensterrahmen hingen auch kleine Eiszapfen. — Da sahe Karl ein Par Kinder auf der Straße gehen; und die Kinder sahen jämmerlich aus. Eins von den Kindern hieß Hans, das andere hieß Gertrud. Hans und Gertrud waren aber sehr arm, und hatten keinen Vater

mehr, nur eine Mutter hatten sie noch. Die Mutter arbeitete recht fleißig den ganzen Tag und auch manchmal in der Nacht; aber die arme Frau verdiente doch nicht viel Geld. Von dem Gelde konnte die gute Mutter nur Brot kaufen für Hans und für Gertrud und für sich. Aber Holz konnte sie nicht mehr kaufen zum Einheitzen; und wenn sie eine Wassersuppe kochen wollte, ja, da hatte sie auch kein Holz. Hans und Gertrud waren wohl auch fleißig, und spannen Wolle; aber sie verdienten auch nicht viel Geld. Es war aber kalt in dem Stübchen, da wurden den Kindern die Hände steif, und sie konnten nicht mehr spinnen.

Da sagte Hans zu seiner Mutter: höre Mutter, ich will mit Gertruden hinaus gehen in den Wald. Da wollen wir Aeste auflesen, und auch die Reißer, die aus dem Schnee vorkucken.

Aber die Mutter sagte: es wäre wohl gut; doch ist es gar zu kalt; ihr könntet erfrieren.

Hans antwortete aber recht vernünftig: Mutter, in der Stube müssen wir endlich auch erfrieren. Wir wollen uns schon draußen warm machen. Wir rennen recht. Und in dem Walde müssen wir uns brav bücken, da wirds uns auch

warm; und wenn wir das Holz tragen, da wird's uns gar heiß werden.

Da erlaubte es die arme Mutter den Kindern, daß sie durften in das Holz gehen. Aber sie suchte allerlei Lappen von wollenem Zeuge, und band den Kindern die Lappen um die Füße und um den Hals. Um das Knie band aber die Mutter den Kindern alte Tüchlein. Und an die Hände zogen die Kinder Handschuhe. Die Handschuhe hatte aber die kleine Gertrud gemacht. Sie hatte sie aus wollenen Strümpfen zusammengenäht.

So gingen nun die beiden Kinder in den Wald. Sie hatten Stricke mitgenommen: denn mit den Stricken wollten sie das Holz zusammenbinden. Doch die arme Mutter ängstigte sich recht. — Aber die beiden Kinder kamen glücklich wieder und hatten auf ihrem Rücken allerlei Holz.

Und Karl stand eben an dem Fenster, und sahe die Kinder kommen. Es jammerte aber den guten Karl, als er die Kinder sahe, und er sprach zu seiner Mutter: ach die armen Kinder! Warum müssen denn die armen Kinder in der großen Kälte gehen?

Da antwortete die Mutter: weil sie arme

Kinder sind; weil ihre arme Mutter nicht Geld hat, daß sie Holz kaufen kann. Die guten Kinder gehen nun in der großen Kälte in den Wald, und hohlen für ihre Mutter Holz.

Da sprach Karl: Ach, die guten Kinder! Die sind recht gut! Mutter, ich will dir auch Holz hohlen! Ja, ich will auch in den Wald gehen.

Aber die Mutter sprach: das hast du nicht nöthig. Dein guter Vater ist sehr fleißig, und verdient so viel Geld, daß er Holz kaufen kann. Da bringt das Holz ein Fuhrmann aus dem Walde gefahren, und den Fuhrmann bezahlt dein guter Vater auch. Und wenn dein Vater kein Geld mehr hat, nun da—

Karl ließ die Mutter nicht aus reden; er rief geschwind: da gehe ich in den Wald, und hohle Holz!

Nein nein! sagte die Mutter. Da kannst du deinem Vater noch anders helfen. Du hast dir ja Geld in der Sparbüchse gesammelt; das kannst du dem Vater geben.

Da freuete sich Karl. Und er rief: Mutter, ist denn bald kein Holz mehr im Stalle? Mutter, hat der Vater bald kein Geld mehr?

Aber die Mutter antwortete: du bist ein gu=

tes Kind! Du willst deinem Vater gern etwas geben! Aber sei froh, daß er noch Geld hat: denn sonst wären wir alle arm. Dein Vater hat noch Geld, und der Stall ist auch noch voll Holz.

Da war Karl ein wenig still. Es war, als ob er nachdächte. Auf einmal sagte er: Mutter, darf ich denn mein Geld aus der Sparbüchse nehmen?

Da fragte die Mutter: was willst du denn mit dem Gelde machen?

Und Karl antwortete: ich will Holz kaufen für die armen Kinder.

Aber die Mutter sprach: da wäre es doch besser, wenn du der armen Frau das Geld gäbest, und ich schickte ihr Holz hinüber.

Ei ja, Mutter, das thue, das thue! rief Karl, und hüpfte vor Freude. Und er sagte noch: liebe Mutter, lass mich das Holz hinüber tragen zu der Frau!

Da sprach die Mutter: das erlaube ich dir recht gern. Aber du wirst nicht viel Holz fortbringen können.

Karl lief nun hinunter in den Holzstall. Er nahm so viel Holz auf seinen Arm, als er halten konnte. Es war aber freilich nicht viel Holz.

Und doch hatte Karl schwer zu tragen, und der Arm that ihm recht wehe.

Karl trug das Holz über die Straße zu der armen Frau. Die Frau war außerordentlich erfreut. Die armen Kinder saßen aber an dem Ofen, und hatten die Ofenthür aufgemacht: denn der Ofen war noch nicht warm von dem Holze, das sie aus dem Walde geholt hatten. Da wollten sich die armen Kinder an dem Feuer wärmen, das in dem Ofen brannte.

Die arme Frau weinte aber vor Freude, und küßte dem kleinen Karl die Hand, und dankte ihm tausend Mal. Da mußte Karl auch weinen.

Aber Karl hatte etwas vergessen? Weißt du das wohl? — Ih, das Geld aus der Sparbüchse! — Darum lief Karl geschwind wieder fort nach Hause, und ließ sich von seiner Mutter das Geld geben.

Hernach sprang Karl wieder hinüber zu der armen Frau, und gab ihr das Geld. Und die arme Frau wußte gar nicht, was sie sagen sollte. Sie weinte nur, und sagte: der liebe Gott siehet alles, und hat die guten Menschen lieb!

zu N°. 14.

14.

Leopold kann alles.

Der kleine Leopold wollte immer gern alles machen, was die andern thaten; aber er wollte nicht erst lernen, wie er es machen müßte. Das konnte er gar nicht leiden, wenn ihm jemand zeigen wollte, wie er das Messer halten müßte, oder wie er es anzufangen hätte, wenn er ein Loch in ein Bretchen bohren wollte. Da wurde er gleich so ängstlich, und sagte: ich weiß schon, ich weiß schon!

Einmal knüpfte der Vater einen Knoten in einen Bindfaden. Da sagte Leopold: Vater, ich will auch einen Knoten machen!

Aber der Vater fragte: kannst du denn einen Knoten knüpfen?

O ja: sagte Leopold. — Da gab der Vater dem kleinen Knaben einen Bindfaden, und sagte: knüpfe einen Knoten, wenn du kannst! — Und Leopold wollte knüpfen; aber er konnte nichts. Da sprach der Vater: du kannst ja keinen Knoten knüpfen, das sehe ich schon!

Aber Leopold sprach: o ja, lass mich nur Vater, lass mich nur!

Da schlang Leopold den Bindfaden lange hin und her; es wurde aber kein Knoten.

Und der Vater sprach: so geht's immer, wenn die Kinder glauben, sie können alles schon, ohne daß sie's gelernt haben. — Gieb recht Achtung, wie ich's anfange. Sieh, so mußt du die Schlinge machen, und hernach dieses Ende von dem Bindfaden hier durchstecken.*)

Aber Leopold sahe nicht hin auf die Hände des Vaters, und ließ nicht einmal den Vater den Knoten fertig machen. Er sagte: nun weiß ich's schon, nun weiß ich's schon!

Doch der Vater sprach: du kannst es unmöglich schon wissen: denn du hast ja noch nicht recht darauf gesehen, wie der Knoten fertig gemacht wird.

Aber Leopold sagte: das weiß ich schon! — Und der Vater antwortete: wenn du es weißt: so knüpfe!

Aber Leopold machte schon einen ungeschickten Anfang zum Knoten; und der Vater sprach: das wird kein Knoten! Doch Leopold antwortete unfreundlich: lass mich nur, ich mache es recht!

Der Knabe schlang den Faden hin und her,

---

*) Mutter, hier kannst du deinem Kinde die Worte sehr begreiflich machen, wenn du auch einen Bindfaden nimmst und es so machst, wie es der Vater anfing.

der lagen, und immer wackelten, wenn ein Knabe darauf trat.

Da ging Richard hin zu den Knaben, und sagte: Kinder, springt nicht hier auf dem Haufen herum; wie leicht kann ein Stein herabrollen, und euch die Beine zerschlagen! Oder ihr könnt auch auf den Steinhaufen hinstürzen; und dann bleibt euer Köpfchen und euer Näschen gewiß nicht ganz!

Aber die Knaben hörten nicht auf die Warnung; und ein Knabe sagte sogar: was willst du uns verbiethen? du hast uns nichts zu befehlen, du Lahmhans! — der Knabe hieß aber Daniel.

Da schlug wohl Richard gleich mit dem Stokke auf den Daniel los? — Nein, er machte es ganz anders.

Richard blieb ganz ruhig, und sagte: das ist wahr, ich habe euch nichts zu befehlen. Lahm ich auch, das ist auch wahr! — Wollt ihr aber ein Geschichtchen hören: so kommt her, und setzt euch zu mir! Ich will euch erzählen, wie ich lahm geworden bin.

Da horchten die Knaben hoch auf. Und sie kamen alle gelaufen, und setzten sich zu Richarden.

Es waren aben sieben Knaben. Einer hieß Daniel, den habe ich schon genannt. Sein Vater war ein Schneider. Einer hieß Gottfried, und einer hieß Johann. Das waren zwei Brüder, und ihr Vater machte etwas aus Hasenhaaren und aus Schafwolle, das die Männer auf den Kopf setzen. Nun habe ich — wie viel denn von den Knaben genannt?

Ein Knabe hieß Martin, der aß immer Semmel, weil sein Vater Semmeln buk. Was für ein Mann war denn das?

Ein Knabe hieß Traugott, und einer Kasimir, und einer Gustav; das waren drei Brüder. Ihr Vater war ein komischer Mann. Er maß immer die Füße von allen Leuten, die zu ihm kamen. Ich möchte doch wissen, was für ein Mann das gewesen wäre?

Die sieben Knaben setzten sich also zu dem lahmen Richard. Und Richard sagte: als ich klein war, war ich ein recht unverständiges Kind! Ich war so unartig, ach so unartig! denn ich wollte keinem Menschen gehorchen. Ich that alles, was mir ein fiel; und wenn ich einmal springen oder klettern wollte, da sprang ich drauf los, und kletterte drauf los, und dachte gar nicht daran,

daß ich mir Schaden thun könnte. Da war ich unbesonnen. — Aber ich ärgerte mich auch immer recht, wenn jemand zu mir sagte: thue das nicht, Richard, du kannst Schaden nehmen! Ich dachte, die Leute wollten mir nur was befehlen, und befehlen wollte ich mir nicht lassen. Da war ich recht unverständig!

Einmal ging ich hinunter auf den Hof. Der Hof war aber recht groß, und in einem Winkel im Hofe war ein großes Loch in die Erde gegraben. Das Loch war aber auch tief. In das tiefe Loch wurden nun zerbrochene Teller geworfen, und zerbrochene Gläser und Tassen. Auch das Kehrig schüttete das Hausmädchen in die Grube.

Wenn die Grube voll war, da kam ein Mann mit einem Wagen gefahren, ganz nahe hin. Und der Mann warf mit einer Schaufel die Scherben von den zerbrochenen Tellern und Tassen und Gläsern in den Wagen.

Auch das Kehrig? fragte Gustav.

Ja wohl, sagte Richard, auch das Kehrig warf der Mann in den Wagen. Hernach fuhr er wieder fort. Da war die Grube leer, und

die Leute im Hause konnten wieder zerbrochene Sachen in die Grube werfen.

Aber es hätte leicht jemand in die Grube fallen können. Da hatte mein Vater Pfähle vor die Grube in die Erde schlagen lassen, und über die Pfähle waren Latten genagelt.

Nun denkt einmal, was ich da that. Ich ging hin an die Grube, und trat auf eine Latte. Da biegte sich die Latte hinunter nach der Erde. Und wenn ich mich in die Höhe hob, da kam die Latte auch in die Höhe.*) Das gefiel mir, weil ich mich schaukeln konnte.

Da kam der Bediente geschwind gelaufen, und rief: Richard, Richardchen! Um Gottes Willen! Treten Sie nicht auf die Latte. Die Latte zerbricht. Da stürzen Sie in die Grube!

Aber ich wollte nicht auf den Bedienten hören, und der Bediente meinte es doch so gut mit mir. Ich wurde recht böse, und sagte: von einem Bedienten lasse ich mir nichts befehlen!

---

*) Mutter, das kannst du dem Kinde deutlich machen, wenn du ein hölzernes Lineal oder eine englisch Stricknadel mit einem Ende auf den Tisch legst und mit der Hand auf die Mitte drückst.

Da sagte der Bediente: Sie sind also noch ob, wenn ich's gut mit Ihnen meine? Meinetwegen! Ich habe keine Schuld, wenn Sie den Hals brechen: denn ich habe Sie gewarnt. Aber ich muß es gleich Ihrem Vater sagen!

Da lief der Bediente fort, was er konnte. Und ich wurde noch mehr ungezogen; ich sagte: meinetwegen sage er es auch der Mutter und dem Pabst in Rom.

Da sahe sich der Bediente noch einmal um. Aber ich wollte den Bedienten noch recht ärgern, und ich sprang recht derb auf die Latte. Brautz! da brach die Latte. Ich stürzte hinunter in d Grube. Und ich zerschlug mir das Bein; u ein Stück Glas schnitt mir hier den Backen ei zwei, und ein anderes Stück Glas fuhr mir h in die linke Hand. Seht, ihr Knaben, nun ich ein Krüppel. Ich muss lahm gehen, u zwei Finger an der linken Hand kann ich nicht bewegen, und an dem Backen habe i Schmarre.

So sprach Richard. Die sieben Knabe ren recht still gewesen, und hatten aufme zugehört. Da sagte Kasimir: ach, du

mer Richard! Wenn doch die Latte nicht gebrochen wäre!

Aber Richard antwortete: das ist die Strafe vom lieben Gott gewesen. Und es ist recht gut, daß mich der liebe Gott gestraft hat. Warum habe ich nicht gehört, wenn andere mir etwas gutes sagten. Wenn die Latte nicht gebrochen wäre, da hätte ich keinen Schaden genommen, da wäre ich nicht besser geworden, da wäre ich immer noch ungehorsam gewesen, und hätte niemals auf andere gehört, und wäre immer unbesonnen und grob geblieben.

Aber der liebe Gott hat mich hineinstürzen lassen in das Loch; ich sollte nunmehr besser werden. Ach, der liebe Gott hat's recht gut gemeint mi[illegible]r. Er hat mich nicht zu Tode fallen lassen; ich bin noch leb[illegible]n geblieben. Wenn ich nun den Hals gebrochen hätte, da wäre ich ja als ein böses Kind gestorben, und wäre nicht in den Himmel gekommen zu dem lieben Gott. — So sprach Richard.

Da waren die Knaben wieder ganz still. Und Richard sagte: ich habe euch nichts zu befehlen! Ihr könnt nun gehen, und wieder auf den Stein=

haufen springen. Meine Geschichte ist aus. Ich will nun weiter fort lahmen.

Aber die Knaben wollten nunmehr nicht auf den Steinhaufen springen, und Traugott sagte: ich will nun gern darauf hören, wenn mich jemand warnt. — Und die andern Knaben riefen: wir wollen auch gehorchen! Aber Daniel sagte noch: ach, liebster, bester Richard, sei nicht böse, daß ich dich geschimpft habe. Ich bin recht unverständig gewesen! Vergieb mir's; ich will's nicht mehr thun.

Da sagte Richard: wir sind ja wohl nun gute Freunde? Nicht wahr?

Da küßte Daniel den guten Richard auf den lahmen Fuß.

Die Knaben waren doch besser geworden, da sie Richards Unglück gehört hatten. Es ist gut, wenn die Kinder besser werden, wenn sie hören, daß andere Schaden genommen haben.

16.

Das versteckte Ei.

Gustav war ein lieber, guter Knabe. Er war erst sieben Jahr alt; aber seine Mutter konnte ihn überall hinschicken, und bei andern Leuten etwas bestellen lassen. Gustav machte seine Sachen immer gut, und kam auch bald wieder.

Einmal sagte die Mutter zu dem kleinen Gustav: „lieber Junge, lauf doch hinaus in die Mühlenvorstadt in das letzte Haus, das ganz allein stehet! In dem Hause wohnt der Fischer. Den Fischer sollst du fragen, ob ich Karpfen bei ihm kaufen könnte. Und wenn keine Karpfen da sind, so frage, ob der Fischer Hechte hat.“ — Gustav sagte: ja, ja, mein Mütterchen, ich will gleich laufen! Und der gute Knabe ging in die Stube, und nahm eine Bürste von einem Nagel; der Nagel stak aber in der Wand. Mit der Bürste machte sich Gustav seine Höschen wieder rein. Hernach nahm er sein Hütchen, und ging geschwind aus der Stube und aus dem Hause.

Und Gustav freuete sich unterweges auf die Fische: denn er sahe gern Fische in dem Wasser

troge; auch sahe er die Fische gern in der Schüssel auf dem Tische.

Gustav war schon aus der Stadt in die Vorstadt gekommen. Da kam er vor einem niedrigen Hause vorbei. Das Haus stand nicht bei andern, es war allein hingebauet, und sahe recht elend aus. Auf dem Dache hingen keine Ziegel, es war Stroh darauf gedeckt. Und über die Hausthür ging auch noch ein kleines Strohdach weg. Vorn standen aber zwei Säulen, die hielten das kleine Strohdach. Aber unten an der einen Säule saß ein kleines Mädchen und weinte sehr. Das Mädchen hatte ein Körbchen in der Hand, und in dem Körbchen lag abgerupftes Gras; auch schöne Grasblümchen, gelbe, weiße, rothe, und blaue waren darunter. Aber das Mädchen weinte gar zu sehr.

Da blieb der gute Gustav bei dem Mädchen stehen und sagte: mein liebes Kind, warum weinest du?

Das Mädchen wischte sich die Thränen mit den Händchen ab, und sagte: Ei, — schönes Ei!

Da fragte Gustav: was ist denn mit dem schönen Eie?

Und das kleine Mädchen antwortete wieder: Junge wegnommen! Da oben — Balken!

Aber Gustav sprach: was? Da oben auf dem Balken ist der Junge gewesen?

Das Mädchen sprach wieder: Ei versteckt! Aha! sagte Gustav, nun verstehe ich dich. Der Junge hat dir das Ei aus dem Körbchen genommen, und hat das Ei da oben auf den Balken versteckt. Nicht wahr?

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe. Da sagte Gustav: was für ein Junge war es denn? Hatte er schöne Kleider an oder zerrissene?

Und das Mädchen sagte: schöne! Vornehmer Junge!

Aber Gustav fragte weiter: wie sahe denn seine Jacke aus?

Das Mädchen sagte: roth, recht roth! — Und Gustav fragte noch: wie sahen denn die Höschen aus?

Und das Mädchen sagte: wie die! Sie zeigte aber auf Gustavs Höschen. Gustav hatte Höschen aus gelbem Nankin.

Gustav fragte aber noch: wie ist denn der Junge hinauf gekommen?

Und das Mädchen zeigte auf die Säule, und sagte: 'naufklettert.

Gustav wollte dem Mädchen gern das Ei wieder herunter hohlen; aber er wollte doch nicht hinauf klettern: denn seine Beinkleider hätten leicht zerreißen können. Und Gustav dachte nach. Da fiel ihm ein, daß er mit einer Leiter recht gut hinauf steigen könnte.

Gustav sahe sich um nach einer Leiter. Er ging in das Höfchen. Da sahe er eine kleine Leiter lehnen. Und Gustav schleppte die Leiter vor an die Säule. Hernach lehnte er die Leiter an den Balken. Ach, es machte ihm viel Mühe! Darauf stieg Gustav hinauf, und fand das Ei. Das Kind stand unten an der Leiter, und hielt schon das Händchen auf; und Gustav stand noch auf der Leiter, und reichte dem Kinde das Ei.

Das Mädchen freuete sich recht, und sagte: danke!

Es ist gern geschehen! sagte Gustav. — Nunmehr ging der kleine Knabe nicht gleich fort. Er

schleppte erst die Leiter wieder in den Hof. Hernach ging Gustav recht geschwind zu dem Fischer.

Der Fischer hatte viel Fische: Karpfen und Hechte und Barben und Karrauschen. Und Gustav sahe die Fische in einem Wassertroge durch einander schwimmen. Der Knabe ging aber bald wieder fort, und fing an zu springen. Bald war er an das Stadtthor gekommen.

Da sahe er den wilden Rudolph dort stehen an dem Thore. Rudolph war noch älter als Gustav; aber er war sehr wild, und that immer, was die Leute nicht gern sahen. Rudolph stand aber ganz traurig dort an dem Thore, und besahe immer seine Höschen.

Gustav sprang hin zu Rudolphen. Da sahe er einen großen Riss in Rudolphs Hosen. Und er sagte: ih, Rudolph, was hast du denn gemacht?

Aber Rudolph sprach: ach meine schönen Hosen! Ach, ich mag nicht durch die Stadt gehen mit den zerrissenen Hosen! — Und was wird mein Vater sagen! Er schlägt mich halb todt! Die Hosen sind ganz neu. Ich habe sie heute das erste Mal an.

Da war der wilde Rudolph recht still und wehmüthig.

Doch Gustav fragte: aber sage mir nur, Rudolph, was hast du denn gemacht?

Und Rudolph antwortete: ich bin an einen Baum hinangeklettert!

Da rief aber Gustav: nun weiß ich's! Du bist der Junge in der rothen Jacke! Du hast dem Mädchen das Ei versteckt!

Dem Mädchen, dem Mädchen! sagte Rudolph. Ich weiß von keinem Mädchen. Ich bin gar nicht vor das Haus gekommen!

Da rief Gustav: aha, du weißt es ja, wo das Mädchen gewesen ist. Du wirst ganz roth im Gesichte! Du bist es gewesen, du bist es gewesen! Du hast dir die Hosen an dem Balken zerrissen. Das werde ich sagen!

Da wurde dem ungezogenen Rudolph Angst, und er sprach: ach, lieber Gustav, sag's nur nicht. Sieh, mein Vater, schlägt mich sonst ganz todt. Ich bitte dich, sag's nur nicht!

Und Gustav antwortete: siehst du, so geht's! Du hast das arme Mädchen betrübt; es hat bitterlich geweint. Nunmehr musst du weinen, und musst dich fürchten. Das will der liebe Gott

so haben. — Wer böses thut, dem geht's niemals gut!

17.

Das Schäfchen wird recht beherzt.

Die kleine Luise ging einmal mit ihrer Mutter hinaus auf das Dorf. Auf dem Dorfe wohnte ein guter, alter Bauer; er hieß Sturm; und mit dem Bauer wollte die Mutter sprechen. Die kleine Louise blieb aber nicht in der Stube bei dem Bauer. Sie sprang hinaus in den Garten. In dem Garten standen aber viel Obstbäume, und unten auf der Erde wuchs Gras. Ueberall blüheten aber viel Grasblümchen, die recht schön aussahen: Fingerhütchen und Hahnenkamm und Käseblumen. Luise sprang in dem hohen Grase umher, und pflückte sich Blümchen.

Um den Garten war aber ein alter Zaun. Draußen vor dem Zaune war ein Schäfchen, das fraß Kräuter. Das Schäfchen gehörte dem kleinen Gottfried, und Gottfried war der Enkel von

zu N°. 17.

Hahn del.

dem alten Sturm. Gottfried war aber nicht zu Hause; er war draußen auf dem Felde, und pflückte Schoten für Luisens Mutter. Und Luise sahe das Schäfchen draußen vor dem Zaune, und freuete sich recht über das Thierchen, und über die schöne, weiße Wolle. Da sang Luise gleich ein Liedchen vom Schäfchen: das Liedchen hatte sie aber in der Schule gelernt.

Luise sang so:

Das Schäfchen geht auf der Weide,
Hat Wolle, weich wie Seide,
Hat um den Hals ein rothes Band,
Frisst Bröckchen aus Luischens Hand;
Lieb Schäfchen!

Hops! kann das Schäfchen springen;
Am Hals die Schellen klingen.
Luischen hing mit kleiner Hand
Die Schellchen an das roth[e] Band;
Lieb Schäfche[n!]

Bä, bä! schrei[t]
Thut nieme[-]
Es ist so g[-]
Du liebe[s]

Da kam das Schäfchen. Aber der Zaun war vor, da konnte es nicht zu Luischen kommen. Luise lief hin an die Thür, und machte die Thür auf, und lief hin zu dem Schäfchen. Da streichelte sie das Schäfchen, und legte die Hand auf seinen Kopf und klopfte das Thierchen. Das gefiel dem Schäfchen recht, und es stieß mit seinem Kopfe gegen die Hand. Aber endlich wollte das Schäfchen die kleine Luise an den Leib stoßen. Da fing das kleine Mädchen auf einmal an sich zu fürchten, denn sie dachte, das Schäfchen meinte es böse. Und Luise wusste in ihrer Angst nicht, was sie machen sollte: denn das Schäfchen stieß sie bald um. — Was hättest du denn gethan, mein Kind! — Luise lief fort, und sahe sich immer nach dem Schäfchen um. Das Schäfchen kam aber: hops, hops!

... uise sahe nicht vor sich
... m sie nicht an die
... en der Thür an
... sie! Es lag ein
... das Mädchen.
... ie Nesseln
... gen, und
... en um.

Das Schäfchen kam aber angesprengt, und stieß das arme Mädchen. Hernach blieb das Thier stehen. Aber Luise schrie ganz erbärmlich, aus vollem Halse, und strampelte mit den Füßen. Husch! da sprang das Schäfchen fort. Da sahe erst Luise, daß sich das Schäfchen auch fürchtete. Nun bekam das Mädchen wieder Herz, und stand auf, und drohte dem Schäfchen mit der Hand, und sprang auf der Erde recht derb herum. Da sprang das Schäfchen immer weiter fort. Nunmehr ärgerte sich Luise, daß sie sich vor dem Schäfchen gefürchtet hatte.

Wenn du dich vor allen Dingen fürchtest, die gar nicht schaden können, so kannst du leicht Schaden nehmen. Die Schäfchen sind furchsam; aber wenn m[illegible] fürchtet, da [illegible]rden sie b[illegible] [illegible] weil sie [illegible]rchtete.

18.

Kurt fürchtet sich nicht mehr.

Kurt war recht furchtsam. Einmal erzählte der Vater von den Räubern, daß sie in den Wäldern wären. Und wenn jemand durch den Wald reisete, da kämen die Räuber hinter den Bäumen vor, und hielten den Reisenden fest, und wollten ihn gleich umbringen, wenn er nicht alles ihnen gäbe, was er hätte. Da müßte wohl der Reisende still halten. Und die Räuber nähmen ihm sein Geld, seine Uhr, auch wohl manchmal seine Kleider. Der Vater sagte aber noch: die Räuber bleiben nicht immer in dem Walde. Sie kommen auch des Nachts in die Häuser, und brechen die Thüren auf, und bringen die Men-
schen um, di … Häusern sind; … sie
binden di … krumm zus… .
Ke… … was ihnen g… :
… Zinn, W…sche,
…
…er nunmehr
…e nicht von

zu N.o 18.

dem Sopha aufstehen: denn er dachte schon, unter dem Sopha stäken Räuber.

So furchtsam war Kurt! — Doch dieser kleine Knabe machte gern die andern fürchten, und lachte die kleine Schwester aus, wenn sie sich fürchtete.

Einmal hatte der Vater den Kindern ein Ding zum Spielen gegeben, das war sehr komisch. Das Ding war aus dünner Pappe gemacht, und sahe aus wie ein Menschengesicht. Es war aber so gemacht, daß es die Kinder vor ihr Gesicht halten konnten. Da sahen die Kinder recht gefährlich aus: denn da, wo die Augen sind, da waren große Löcher, und die Augen von den Kindern kuckten durch die Löcher. So ein Ding heißt eine Maske. An der Maske war aber noch eine lange, lange Nase! Siehst du, hier ist sie abgemahlt.

Und die Kinder spielten lange mit der Maske. Aber wenn Kurt die Maske vor das Gesicht hielt, da fürchtete sich die kleine Schwester Natalie vor ihm: denn der kleine Knabe sahe gar nicht mehr aus wie der Bruder Kurt; er war so gräßlich.

Kurt lachte aber immer darüber!

Es wurde bald Abend. Da ging Kurt hinaus in das Schlafzimmer. Und er nahm aus seinem Bettchen das blaue Kopfkissen, und stopfte es sich unter die Weste, und auch vorn in die Beinkleider. Aber Kurt konnte das Westchen nicht wieder zuknöpfen, auch nicht die Beinkleider: denn das Bettchen war so dick. Da hielt er die Hosen mit der Hand. Und mit der andern Hand hielt er sich die Maske vor das Gesicht.

So kam Kurt wieder in die Stube, und schlich auf die kleine Schwester zu. Aber die kleine Natalie erschrak und schrie: hu, hu, hu, hu! Sie itterte am ganzen Leibe, und legte ihr Gesicht-n auf einen Stuhl, und hielt die Augen mit Händchen zu.

Wo war denn aber die Mutter? — Die saß Tische, und nähete recht fleißig. Doch die utter sahe sich gleich um nach der kleinen Nata-

lie. Und sie erblickte den kleinen Kurt. Da entsetzte sich die Mutter selbst vor dem häßlichen Anblick.

Aber die Mutter sprach: Natalie, was fürchtest du dich denn: es ist ja Kurt! — Doch Natalie kam geschwind zu der Mutter gelaufen, und legte sich in den Schoß der Mutter, und sagte heimlich: hu hu! ich fürchte mich!

Kurt mußte aber gleich die Maske hinlegen, und das blaue Bettchen vorziehen. Darauf sprach die Mutter: wie kannst du dich denn darüber freuen, wenn sich deine Schwester ängstigt, und am ganzen Leibe zittert! Ich könnte es gerade so mit dir machen! Zur Strafe könnte ich dich auch fürchten machen, und du würdest dich auch ängstigen.

Aber Kurt antwortete: Mutter, jetzt fürchte ich mich nicht mehr! Mache mich einmal fürchten!

Doch die Mutter sprach: das will ich nicht. Ich will nicht so sein, wie du! Aber ich weiß gewiß, du würdest dich fürchten.

Nein, Mutter! erwiederte Kurt. Ich fürchte mich gewiß nicht. Thue's doch nur, Mutter, und mache mich fürchten!

Ich darf ja nur von Räubern sprechen! antwortete die Mutter.

Da sahe sich Kurt schon ganz still um. Aber er sprach doch wieder: ich fürchte mich nicht mehr. Sprich doch von Räubern!

Ih, sprach die Mutter, ich darf nicht viel von Räubern erzählen. Die Räuber sind schon da; sie stecken draußen unter deinem Bette.

Mutter, ists wahr? fragte Kurt ängstlich. Mutter ist's wahr? fragte er noch einmal.

Da sprach die Mutter: gehe hinaus, und kucke unter das Bett, und sieh, ob's wahr ist.

Oh, sagte Kurt, ich fürchte mich nicht! Räuber können nicht hier sein!

Und die Mutter sprach: nun so gehe hinaus in die Schlafstube!

Da wollte Kurt das Licht nehmen, und hinaus gehen.

Aber die Mutter nahm dem kleinen Knaben das Licht ab, und sagte: ohne Licht musst du hinausgehen!

Jah, *) ohne Licht! sagte Kurt. Da gehe ich nicht! Kurt ging auch nicht.

---

*) Ich habe hier an das Wort ja darum ein h gesetzt, damit es beim Lesen gedehnt werden soll. Denn es

Und die Mutter sprach: nun, warum willst du denn nicht ohne Licht gehen? du sprichst ja, Räuber können nicht hier sein! Du sprichst ja, du fürchtest dich nicht! — Siehst du wohl, du fürchtest dich sogar vor der finstern Stube!

Nein, nein! sprach Kurt, nun sollst du's sehen, daß ich gehe! — Kurt ging. Aber wie weit ging er denn? Bis an die offene Thür. Da sprang er wieder zurück, wie ein furchtsames Häschen.

Die Mutter ging aber nunmehr selbst in die Schlafstube ohne Licht. Es schien aber das Licht aus der Wohnstube durch die offene Thür, und es war so ziemlich hell in der Schlafstube.

Kurt kam gleich der Mutter nachgesprungen, und sagte: siehst du, ich fürchte mich nicht!

Da mußte die Mutter lachen. Sie sagte: weil ich hier bin, da fürchtest du dich freilich nicht! Gehe aber doch in den dunkeln Winkel dort, und poche an die Schrankthür; bleib aber recht ruhig dort stehen! — In dem Winkel stand nemlich ein großer Kleiderschrank.

---

ist nicht das Wort, mit dem man etwas bestätiget, z. B. ich will das thun. Es soll blos die Umänderung der Gesinnung anzeigen z. B. jah, nunmehr glaub' ichs wohl!

Kurt wollte nun doch beherzt sein. Er sprang hin in den Winkel, und schlug recht derb an den Kleiderschrank; aber er wollte gleich wieder fortlaufen. Doch da fuhr die Schrankthür auf, und Kurt erschrak entsetzlich, und schrie, was er nur schreien konnte; und lief fort, als ob ihm der Kopf brennte. Er warf sich auf das Sopha, und schrie noch aus vollem Halse.

Da nahm aber die Mutter den furchtsamen Kurt bei der Hand, und in die andere Hand nahm sie ein Licht. Dann ging sie mit dem Knaben in die Schlafstube. Aber Kurt mochte nicht gern mitgehen. Doch die Mutter führte ihn hin an den Schrank, und sagte: siehst du, davor hast du dich gefürchtet! Du lachst über die kleine Natalie, wenn sie sich vor dir fürchtet. Wenn der Schrank lachen könnte; er würde dich recht auslachen!

19.

Der schlafende Riese.

Der kleine Robert fürchtete sich gar nicht. Er ging überall hin im Finstern und ganz allein. Auf den Oberboden stieg er in der Nacht, wenn es der Vater haben wollte, und hinunter in den Keller stieg er auch ganz allein mit einem Laternchen, und trug Bierflaschen herauf.

Einmal war Robert zu dem kleinen Wilhelm gegangen. Wo Wilhelm wohnte, war ein großer, reinlicher Hof. Da kamen immer viel Knaben zu Wilhelm, und spielten mit ihm auf dem Hofe.

Als Robert hin zu Wilhelm kam, waren schon viel Knaben da. Die Knaben hatten glatte Stäbe in der Hand, und wollten Soldaten spielen.

Und Wilhelm sagte: es ist gut Robert, daß du kommst, wir haben auf dich gewartet! Da nimm dir eine Flinte, und stelle dich in die Reihe. Es lagen aber noch mehr Stäbe dort.

Robert nahm einen Stab, und spielte mit. Wilhelm war aber der Hauptmann von den

kleinen Soldaten. Und Wilhelm befahl seinen Soldaten, daß sie sollten Schildwache stehen. Zu Roberten sagte er: du fürchtest dich nicht, du sollst dort in dem Winkel Schildwache stehen hinter dem Holzstalle. Der Winkel soll das Gefängniß sein für die bösen Menschen.

Da nahm Robert seinen Stab auf die Schulter, und ging hin in den Winkel. Aber die Knaben schlichen von weitem dem kleinen Robert nach. Die Knaben wollten sehen, was Robert thun würde: denn sie hatten etwas schreckliches in den Winkel gestellt! — Das möchtest du wohl gern wissen? — Ich will es dir erzählen.

Die Knaben hatten Stroh genommen, und aus Stroh einen langen, langen Mann gemacht; hernach hatten sie um den Mann ein Par große, weiße Tücher gehängt, daß es aussahe wie ein weißer Mantel. An den Kopf hatten die Knaben aber eine Maske gemacht. Die Maske hatte die Augen zugeschlossen, wie ein schlafender Mensch; sie hatte aber einen großen Bart um das Kinn, wie ein Jude. Die Knaben hatten dem Manne noch einen

großen runden Hut auf den Kopf gedrückt und hatten den Riesen hingesetzt auf einen Holzstock.

Robert kam ganz ruhig in den Winkel. Er dachte aber nicht, daß er so ein häßliches Ding da finden würde. Da sahe er aber auf einmal das scheußliche Ding. Er fuhr zusammen, und entsetzte sich vor der häßlichen Gestalt. Aber er fürchtete sich nicht. Robert blieb stehen; er lief nicht fort.

Aber die andern Knaben kamen auch in den Winkel gesprungen; und sie schrieen: ei, du hast dich gefürchtet, du hast dich gefürchtet!

Da sagte Robert: lasst euch nicht auslachen! Habe ich mich denn gefürchtet? Ich stehe ja ganz ruhig hier. Aber zusammengefahren bin ich, weil ich auf einmal das häßliche Ding sahe. Ihr hättet euch wohl auch entsetzt!

20.

Die Wachsperlen!

Die kleine Emilie saß einmal vor der Hausthür. Emilie hatte einen Strickstrumpf in der

Hand. Aber wenn man auch einen Strickstrumpf in der Hand hat, da kann es immer sein, daß man doch nicht strickt. Und so war es auch mit der kleinen Emilie. Sie sahe immer auf die Leute, die vorbeigingen, und das gefiel ihr mehr, als stricken. Die Stricknadeln wurden gar nicht bewegt. Es gingen gar zu viel Leute in der Straße hin und her. Denn, denke einmal, in dem Hause nebenbei wohnte ein Kaufmann. Der Kaufmann hatte aber vielerlei Sachen zu verkaufen: Kaffee, Zucker, Sirup, Zimmt, Pfeffer, Ingber, und allerlei Gewürze; auch Tabak, Gritze, Hirsen, Graupen, Thran und Oehl; Auch verkaufte er Fischbein, Stärke, und Schwefel und Dochte; Heringe, Stockfisch, Zitronen und Sardellen; Hausenblase und Tischlerleim. Und zu dem Kaufmann kamen viel Leute, die sich etwas kaufen wollten. Da klingelte die Thür vor dem Kaufmannsladen immerfort, und Emilie sahe immer hin. Es kam auch ein Junge, der keine Strümpfe und keine Schuhe hatte. Der Junge trug in den Händen zwei Tassen. In der einen Tasse hatte er von dem Kaufmann Baumöhl geholt, in der andern aber Sirup. Und der Junge

setzte die Tassen auf einen hohen Stein, und leckte aus der Tasse den Sirup. Und Emilie sahe den Jungen auch an. Es kam auch ein Bauer, der war betrunken, und konnte nicht gehen, und hielt sich an den Häusern an. Auch ging die alte Marie vorbei; sie trug auf ihrem Rükken eine Butte voll Wasser. Ein Jude kam mit einem Säckchen Geld. Ein Holzhacker ging vorüber. Der alte Mann trug einen Sägebock und eine Holzaxt vorüber. Auch ein Schlächterjunge lief vorbei. Er hatte auf seiner Schulter eine Mulle, und in der Mulle lag Fleisch.

Da hatte die keine Emilie viel zu sehen. Sie sahe auch recht genau die Leute an; aber den Strickstrumpf sahe sie nicht an.

Grade gegen über wohnte eine Frau, die hieß Frau Hartmann. Frau Hartmann hatte die kleine Emilie lieb, und schenkte ihr recht oft etwas schönes. Und heute trat die Frau Hartmann an das Fenster, und sahe hinaus auf die Straße. Da sahe sie die kleine Emilie vor der Hausthür sitzen. Und sie machte das Fenster auf, und rief: Emilchen! kannst du wohl ein wenig herüber kommen? Ich will dir etwas schenken!

Emilie kam geschwind gesprungen. Aber das kleine Mädchen hatte sich nicht erst besonnen, was sie mit dem Strickstrumpfe machen wollte, und mit dem Körbchen. Sie hatte den Strickstrumpf hingeworfen neben das Körbchen, und das Körbchen hatte sie stehen lassen, wo es stand.

Da kam aber ein altes Weib, und nahm den Strickstrumpf weg und auch das Körbchen. Und niemand sahe es, was das alte Weib that.

Emilie war aber unterdeß bei der Frau Hartmann. Und Frau Hartmann schenkte dem kleinen Mädchen etwas sehr schönes. Das will ich dir erzählen, mein Kind. Es waren kleine Kugeln, so groß wie eine Haselnuß, und die Kugeln sahen weiß aus wie Milch, und glänzten. Die Kugeln waren aber aus Wachs, und über das Wachs war ganz dünnes Glas gezogen. Es war aber mitten durch jede Kugel ein Loch gestochen, und durch das Loch war ein Faden gezogen. Da hingen alle Kügeln an einem einzigen Faden in einer langen, langen Reihe. Solche Kügelchen nennt man aber Glasperlen.

Emilie freuete sich aber recht über die Perlen. Und das artige Mädchen bedankte sich bei

der Frau Hartmann, und machte ein Knixchen, und küsste der Frau Hartmann die Hand.

Aber die Frau Hartmann sagte: sieh, Emilie, die schönen Perlen kannst du um den Hals hängen! — Und Frau Hartmann hängte der kleinen Emilie die Perlen um den Hals.

Da ging Emilie hin an den großen Spiegel, und besahe sich in dem Spiegel. Und sie freuete sich über die großen Perlen, die um den Hals hingen.

Aber die Kleine nahm bald die Perlen wieder von dem Halse: denn sie wollte gern die Perlenschnur in der Hand halten, und von allen Seiten besehen.

Doch nunmehr mochte Emilie nicht länger bei der Frau Hartmann bleiben. Sie wollte fortspringen hinüber über die Straße zu ihrer Mutter, und wollte ihr die schönen Perlen zeigen. Da sagte Emilie zu der Frau Hartmann: ich empfehle mich Ihnen, und danke Ihnen recht herzlich für die schönen Perlen! — Darauf sprang Emilie fort.

Emilie kam nun bis an die Stufen vor der Hausthür: es waren aber zwei Stufen aus Stein. Da schien die Sonne an die Thür und

auf die Stufen; und Emilie hielt die Perlen in die Höhe gegen die Sonne, und sahe nach den Perlen hin: denn sie wollte sehen, ob die Kügelchen in der Sonne glänzten und blitzten. Doch auf die steinernen Stufen sahe Emilie nicht. Das hätte sie thun sollen. Emilie wollte geschwind die Stufen hinansteigen; aber sie hob den linken Fuß nicht hoch genug. Da stieß sie mit dem Fuße an die Stufe stark an, und fiel hin über die Stufen weg bis an die Hausthür. Das war ein schlimmer Fall. Es that der kleinen Emilie am ganzen Leibe wehe. Das Knie war aufgeschlagen; das Kinn war auch blutig, und der linke Arm, ach! der that erst recht wehe. Aber die schönen Perlen waren auch nicht ganz geblieben. Fast alle waren zerdrückt, nur noch ein Par ganze Kügelchen waren an der Schnur. Da jammerte Emilie recht; Sie hinkte zur Mutter. Die Mutter kam aber schon aus dem Zimmer: denn sie hatte Emilien schreien gehört. Doch Emilie konnte der Mutter nichts klagen: sie schluchzte noch zu sehr; und sie zeigte nur ihre zerbrochene Perlen, und fing wieder an zu weinen.

Aber Emilie hob auch das Knie in die Höhe,

und jammerte sehr. Da sahe die Mutter nach dem Knie. Das Knie war aber aufgeschlagen und blutete. Und die Mutter sprach: Kind, was hast du aber gemacht? du bist gewiß wieder faselig gewesen, und bist die Treppe hinunter und herauf gesprungen.

Aber Emilie konnte nicht viel sprechen; sie schluchzte immer noch, und sagte nur: ach meine Perlen, hehu!*) meine Perlen, hehu! Frau Hartmann, he hu hu hu hu hu!

Da sprach die Mutter: wo bist du denn gefallen? Und Emilie antwortete: die garstge Treppe!

Kind, sprach die Mutter, du wirst noch einmal den Hals brechen, wenn du nicht vorsichtig wirst! Nunmehr hast du Schmerzen! Wenn du nur vorsichtiger würdest.

Die Mutter hohlte aber ein Fläschchen. In dem Fläschchen war Seifengeist. Der Seifengeist ist aber flüssig wie Wasser, und gelb wie Wein, und wenn man daran riecht, kommt et-

---

*) Will man diesen Empfindungslaut gehörig hören lassen, so lese man die erste Sylbe he nicht, sondern man ziehe nur die Luft scharf in den Mund, dadurch entstehet he.

was in die Nase, das beist ein wenig. Den Seifengeist goss die Mutter in ihre Hand, und wusch das Knie der kleinen Emilie damit. Da rief Emilie: hu hu! Mutter, das beißt.

Aber die Mutter sprach: da kann ich dir nicht helfen. Die Schmerzen hast du dir selbst gemacht! — Und Emilie wimmerte über den Schmerz; aber wenn sie die zerdrückten Perlen ansahe, da weinte sie ganz laut.

Doch die Mutter fragte endlich auch: wo hast du denn deinen Strickstrumpf und dein Körbchen gelassen?

Da sagte Emilie: es muß draußen stehen an der Thür. Ich habe es liegen lassen.

Die Mutter ging hinaus an die Hausthür; sie fand aber nichts, und ärgerte sich sehr über Emilien, daß sie so liederlich gewesen war.

Und die gute Mutter ging wieder hinein zur kleinen Emilie, und sagte: du bist unvorsichtig gewesen, und hast nicht auf die Stufen gesehen. Dafür bist du gestraft; denn du hast Schmerzen, und die schönen Perlen sind entzwei. Aber du bist auch liederlich gewesen, und hast nicht auf deine Sachen Achtung gegeben. Dafür sollst du auch gestraft sein. Du sollst kein

Körbchen wieder erhalten. Es ist Schade um das schöne Körbchen und den Strickstrumpf!

21.

Der Strohmann.

Der kleine Ludwig war ein kluges Kind; aber er war noch gar kein gutes Kind: denn er widersprach immerfort. Wenn der Vater sagte: Ludwig, du hast dich ja schmutzig gemacht! Da sagte Ludwig: ich bin ja nicht schmutzig! — Und wenn der Vater sagte: Ludwig! du widersprichst mir ja! da antwortete Ludwig: nein! ich widerspreche nicht!

Einmal legte sich Ludwig auf das Sopha. Das Sopha war aber mit schönem Kattun überzogen. Doch Ludwig hob seine Füße auf das schöne Sopha, und wälzte sich mit den Stiefeln darauf herum. Es lagen aber weiche Polster hinten an der Lehne vom Sopha. Da hob Ludwig seine Füße in die Höhe, und legte sie auf die Polster.

Aber der Vater sahe bald, was Ludwig that,

und er rief: Ludwig! Ludwig! wie unartig bist du! — Da setzte sich Ludwig geschwind gerade! — Aber der Vater sprach noch: Habe ich dirs nicht mehr als zwanzig Mal verbothen? Du sollst nicht so unartig sein, und dich mit den Stiefeln auf dem Sopha herum wälzen.

Doch Ludwig antwortete: ich wälze mich ja nicht! Und der Vater sprach: wie? du läugnest es noch? habe ich's nicht gesehen, daß die Füße hier oben auf dem Polster lagen?

Aber ich wälze mich doch jetzt nicht! erwiederte Ludwig.

Das ist wohl wahr, sprach der Vater. Du hast es aber gethan, und weißt doch, daß es dir verbothen ist.

Da antwortete Ludwig, das weiß ich ja nicht! Und der Vater sprach darauf: wenn du alles so leicht vergißt: so will ich machen, daß du daran denken sollst. Und der Vater strafte den Knaben mit einer Ruthe. Der Vater sagte aber noch: vergiss nicht, daß du dich nicht auf dem Sopha umherwälzen sollst. Wenn du es wieder thust, wirst du wieder gestraft.

Ludwig wälzte sich nun nicht mehr auf dem Sopha umher; aber er widersprach doch immer

noch allen Leuten. Und wenn er nicht jemand widersprechen konnte, da fing er an sich selbst zu widersprechen; und von den Dingen, die er kannte, sprach er ganz albern. Manchmal sagte er: ein Hund ist kein Hund; der schwarze Ofen ist nicht schwarz; die Menschen essen nicht; ein artiges Kind ist kein artiges Kind; und lauter solches albernes Zeug sprach er.

Da hatte sich der Vater etwas ausgedacht— eine Strafe. Die Strafe sollte aber machen, daß Ludwig nicht mehr widerspräche!

Wenn Ludwig einmal widersprach, sagte der Vater: ein Kind, das immer widerspricht, darf gar nicht sprechen. Du sollst nun nicht mehr sprechen, und hier in dem Winkel stehen! — Da mußte Ludwig in dem Winkel stehen, und durfte kein Wort sprechen. Das that aber dem Knaben recht wehe: denn er sprach gern recht viel.

Aber die Strafe half doch nichts. Wenn Ludwig aus dem Winkel kam, da war er ein Par Stunden artig; aber er vergaß bald alles wieder.

Da nahm der Vater einmal einen breiten Klotz, und in den Klotz bohrte er zwei große Löcher. In die Löcher steckte der Vater zwei Stangen. Die Stangen waren lang; so lang

wie der Vater selbst. Hernach ließ der Vater Stroh bringen, und das Stroh legte er recht gerade um die Stangen, und band es fest mit dickem Bindfaden. Da sahen die Stangen unten aus wie ein Par Füße. Und so sollten die Stangen auch aussehen: denn der Vater wollte einen Strohmann machen.

Der Vater nahm aber wieder Stroh, recht viel Stroh, und machte daraus oben über den Füßen einen Leib; darauf machte er einen Hals und einen Kopf aus Strohe und auch ein Par Arme. Und vorn in jeden Arm steckte er eine große Ruthe. Aber der Vater machte alles draußen vor der Stubenthür.

Der Strohmann war nun fertig, da kam Ludwig. Der kleine Junge stand erst ganz still dort, und besahe den großen Mann. Hernach freuete er sich über den Strohmann.

Und Ludwig fragte: Vater, wozu machst du denn den Mann?

Und der Vater sprach: der Mann ist aus Strohe! Er kann nicht sprechen! Er ist stumm!

Ludwig erwiederte: nun ja, Vater! aber warum machst du den Mann? Soll ich denn damit spielen?

Aber der Vater sprach weiter: der Mann ist groß, und stehet hier gleich vor der Thür. Du musst den Mann immer sehen, wenn du aus der Stube kommst und hineingehest.

Ih ja, Vater! antwortete Ludwig. Aber sage mir doch, soll ich denn mit meiner Flinte nach dem Manne schießen?

Aber der Vater antwortete nicht auf das, was Ludwig fragte; er sprach weiter: der Strohmann hält in jeder Hand eine große Ruthe. Da soll er die Kinder daran erinnern, daß sie immer artig sein müssen — sonst kommt die Strafe.

Ach ja! Vater, sagte Ludwig. Du sprichst ja immerfort so komisch! der Strohmann stumm — da vor der Thür — die große Ruthe! Antworte mir doch, lieber Vater!

Und der Vater antwortete: nun ja, ich spreche sehr komisch! Hier habe ich einen langen Strick. Mit dem Stricke binde ich die Kinder an den Strohmann, wenn sie widersprechen! Und da müssen sie angebunden sein, und stumm sein, wie der Strohmann. — Nun weißt du es, wozu ich den Strohmann gemacht habe.

Da antwortete Ludwig: ich widerspreche ja nicht mehr!

Und der Vater antwortete: das würde mir eine große Freude machen. Da brauchte ich den Strohmann nicht. Aber du hast dich ja so weiß an deinen Knien gemacht, Ludwig! du bist gewiß an dem Fenster hinauf gekrochen.

Da sagte Ludwig: ich bin ja nicht weiß! Aber der Vater sprach: sieh, du böses Kind, wer Augen hat, der siehet, daß deine Knie weiß sind, und du widersprichst doch noch!

Aber Ludwig sagte doch: ich widerspreche ja nicht!

Da nahm der Vater den Knaben, und band ihn auf der Stelle an den Strohmann. Um den Leib band er aber einen Strick und auch unten mit dem linken Fuße band er den Knaben an den Strohmann. Da weinte Ludwig bitterlich; aber er durfte kein Wort sprechen.

Es gingen nunmehr viel Leute vorbei: die Mutter, die Kinderfrau, die Nähterinn, auch der Hausknecht, und sie sagten alle: das ist ja ein hässliches Kind!

Das that dem Knaben außerordentlich wehe. Er musste aber eine Stunde lang an dem Strohmann stehen. — Der Strohmann half. Lud-

wig gewöhnte sich das Widersprechen ab, und wenn er einmal widersprechen wollte, da durfte man nur sagen: der Strohmann! Da schwieg Ludwig gleich still: denn vor dem Strohmann fürchtete er sich sehr.

Es war wohl recht gut, daß sich Ludwig die Unart abgewöhnte; aber es war doch nicht gut, daß er es nicht eher that, als bis er so hart gestraft wurde. Als der Vater noch recht liebreich zu Ludwigen sagte: liebes Kind, du darfst nicht widersprechen, das ist sehr unartig! Da hätte sich's Ludwig schon abgewöhnen sollen.

Merkt's euch, und werdet besser, ehe euer Vater einen Strohmann macht.

22.

Das Licht und die Kommode.

Ich will dir einmal etwas erzählen von dem kleinen Adelbert und von der kleinen Luise.

Adelbert war das Brüderchen von der klei-

nen Luise; aber er war noch kein kleiner Hosenmann: denn seine Mutter zog ihm nur noch ein Polröckchen an. Adelbert konnte auch noch nicht laufen: denn er war noch nicht ein Jahr alt. Nur in der Stube kroch er herum, wie ein Hündchen.

Einmal saß der kleine Adelbert auf dem Tische, und die Mutter stand neben ihm. Es war aber draußen finster, und in der Stube brannte ein Licht. Das Licht stand aber auch auf dem Tische. Und dem kleinen Adelbert gefiel das Flämmchen*) an dem Lichte, und er wollte mit seinen Händchen nach dem Lichte greifen, und das Flämmchen in die liebe, kleine Hand nehmen. Er wollte das Flämmchen wohl gar in den Mund stecken!

Aber die Mutter sagte: du, du! nicht anfassen; Flämmchen macht weh, weh!

Doch der kleine Adelbert verstand das noch nicht recht, und das Flämmchen gefiel ihm doch gar zu sehr. Und er schlug vor Freude seine Händ-

---

*) Sprich hier Mutter: Das Feuer an den Lichte, das so spitzig brennt, ist ein Flämmchen. Wenn nun aber recht viel Feuer in dem Ofen brennt, ist's da auch ein Flämmchen?

chen zusammen. Aber es stand noch die kleine Luise an dem Tische; die war schon drei Jahr alt, und hatte Verstand. Und Luise hatte ein Scherchen, und schnitt aus Papier kleine Handschuhe. Da blickte die Mutter einmal hin zu der kleinen Luise: denn sie wollte sehen, ob das kleine Mädchen das Scherchen recht hielt.

Aber da griff der kleine Adelbert unterdeß in das liebe Flämmchen. Das Flämmchen brannte den kleinen Jungen an den Finger, und die zarte Haut an dem Fingerchen war ganz roth.

Da weinte Adelbert jämmerlich, und hielt sein Händchen zu der Mutter in die Höhe. Und die gute Mutter weinte auch, und bedauerte ihr Söhnchen, und blies auf das Fingerchen. Aber sie sagte: o weh, weh! Flämmchen hat gebrannt, macht weh, weh! Adelbert weinte aber noch lange, bis endlich die kleine Luise dem Bruder etwas vormachte: denn sie hüpfte an dem Tische in die Höhe, und schüttelte den Kopf, und krabbelte mit den Fingern. Adelbert gab aber auf die kleine Schwester Acht; da vergaß er, daß er an dem Fingerchen weh, weh hätte. Und Adelbert hörte auch auf zu

weinen; er lächelte sogar. Aber in seinen blauen Aeuglein hingen noch viel Thränen.

Nunmehr griff Adelbert nicht wieder nach dem Flämmchen, und wenn er nahe an das Licht kam, da zog er das Händchen zurück, und that recht ängstlich. Das Kind war klüger geworden durch den Schaden.

Aber Luise war ganz anders! Der kleine Adelbert wurde bald in die Wiege gelegt, und schlief ein. Und die Mutter ließ das Kindermädchen sich an die Wiege setzen. Das Kindermädchen zog aber an einem rothen Bande; das Band war an den Wiegenknopf angebunden. Da bewegte sich die Wiege hin und her. Aber die Mutter ging hin an eine Kommode, und schloss den ersten Kasten, der der oberste ist, auf. Darauf zog sie den Kasten mit beiden Händen vor. Sie wollte Wäsche aus dem Kasten nehmen. Sie zog auch ein Hemdchen heraus für den kleinen Adelbert, und ein blaues Kleidchen mit weißen Blümchen, und auch Strümpfchen und Tüchlein.

Das alles hielt die Mutter mit der linken Hand fest, und drückte es an die Brust, daß nichts herabfallen sollte, und mit der andern Hand

stieß sie den Kommodenkasten wieder zurück, und half auch mit dem Knie stoßen.*) Doch die Mutter sahe nicht nieder auf den Kommodenkasten. Da war aber die kleine Luise an die Kommode gekommen, und dieses kleine Mädchen wollte in den Kommodenkasten kucken, und sie griff mit den Händchen hinauf, als die Mutter eben den Kasten zuschob. Ach, da wurde — o weh, o weh! das Händchen eingequetscht. Luise schrie entsetzlich, und die Mutter erschrak, und zitterte, und weinte laut: denn sie dachte, sie hätte das Händchen ganz zerquetscht. Aber es war nicht so schlimm. Die Fingerchen waren nur roth, und die Ecke von dem Kommodenkasten hatte sich in das Fleisch eingedrückt.

Luise sollte ihre Hand in kaltes Wasser stecken: denn das Wasser sollte machen, daß die Hand nicht dick würde; aber Luise wollte es durchaus nicht thun: denn sie dachte, sie bekäme noch mehr Schmerzen. Ja, ja, so machen es die Kinder! Sie wollen manchmal das gerade nicht thun, was ihnen gut ist, weil sie's noch nicht verstehen! Aber

*) Mutter, auch hier kannst du der Phantasie deines Kindes zu Hilfe kommen, indem du diese Handlung an deiner Kommode dem Kinde zeigest.

sie müssen ihren Aeltern und ihren Lehrern glauben. —

Die Mutter machte keine Umstände mit der kleinen Luise; sie nahm die Hand des kleinen Mädchens, und tauchte sie ins Wasser. Aber die Finger thaten der kleinen Luise noch lange wehe.

Doch Luise war nicht so wie der kleine Adelbert. Sie wurde nicht durch den Schaden klug. Am andern Tage stand die Mutter wieder vor der Kommode, und hatte den Kasten aufgezogen. Und Luise kam, und hielt sich wieder an dem Kasten an, als die Mutter zuschieben wollte. Aber die Mutter sahe das, und wurde zornig, und schalt auf die kleine Luise: denn sie sagte: du leichtsinniges Kind! Hast du denn auch gar keinen Verstand? Denkst du denn an nichts, wenn du etwas thuest? Gestern habe ich dich gequetscht, und die Finger haben dir lange wehe gethan. Heute hältst du deine Hand schon wieder her! hast du denn alles vergessen?

Ja, ja, die Kinder, welche alles vergessen, was verbothen ist, nennt man leichtsinnig. Aber die Kinder sind auch leichtsinnig, wenn sie nicht einmal durch den Schaden klug werden.

H. Hahn del.

23.

Die offene Thür.

Spiele niemals mit der Thür,
Leicht thut man dir wehe!
Und dann kann man nichts dafür!
Liebes Kindlein, gehe
Immer weg von offner Thür.

Das kleine Verschen hatte die muntere Therese schon lange gelernt; und sie sang das Verschen fast alle Tage, wenn sie dort stand, und mit ihren Puppen spielte. Aber Therese that doch das nicht, was im Verschen stand. Sie ging hin an die Thür, und lehnte sich an die Thür, und hing sich an den Dreher des Schlosses. Und wenn die Thür offen stand, da zog sie die Thür hin und her, und lehnte sie bald an, bald schob sie die große Thür bis hinter an die Wand. Einmal stand auch die Thür recht weit offen. Da kroch Therese hinter die Thür, und steckte ihre Fingerchen da durch, wo die Thür sich in den Angeln bewegt.*) Es ging aber die

*) Die Nahmen von den Dingen an der Thür kannst du Mutter dem Kinde gleich zeigen.

Kinderfrau hinaus aus der Stube, und wollt die Thür zumachen. Da konnte sie aber nicht die Thür ganz zuziehen; es klemmte sich etwas Das waren Theresens Fingerchen, die zwischen der Thür staken. Die alte Kinderfrau wußte auch gleich, was es war: denn Therese fing fürchterlich zu schreien an. Die Kinderfrau erschrak, und stieß geschwind die Thür wieder zurück. Da konnte Therese die eingeklemmten Finger herausziehen; aber die Finger bluteten, und waren ganz breit, und wurden bald ganz blau. Und die Mutter weinte und jammerte, und die Kinderfrau weinte auch, und war betrübt. Therese schrie aber aus vollem Halse. Der Wundarzt musste kommen. Da hatte Therese wieder Schmerzen: denn der Wundarzt goss etwas auf die Finger, das biss sehr. Er wickelte aber auch Pflästerchen um die Finger. Die Finger wurden nach langer Zeit wieder heil; aber man sahe es noch recht gut, wo die Finger gequetscht waren; sie sahen nicht so gut aus, wie die Finger an der andern Hand. Und Therese konnte auch die Finger nicht gut mehr bewegen.

Was hatte es nun geholfen, daß Therese das Liedchen alle Tage sang? Sie that doch

25.

Leopold ärgert sich über die ungehorsame Schwester.

Der kleine Leopold spielte mit seiner Schwester Auguste. Die Schwester war aber viel kleiner als Leopold. Sie war nur zwei Jahr alt. Die beiden Geschwister hatten einen Wagen zum Spielen. Sie fuhren in dem Wagen kleine Säcke von einem Stuhle zu dem andern. In den Säckchen waren aber Sägespäne und Sand. Und bei dem einen Stuhle nahmen die Kinder die Säcke von dem Wagen, und legten sie auf den Stuhl. Da wurde der Wagen bald leer. Auguste nahm aber die Deichsel in die Hand, und wollte den Wagen fortfahren; aber Leopold sagte: nein, Auguste, du darfst noch nicht fortfahren! — Doch die kleine Auguste gehorchte dem Bruder nicht, und fuhr doch fort.

Da wurde Leopold recht zornig; er lief hin zu seinem Vater, und sagte: sieh nur Vater, wie unartig die Auguste ist. Sie will gar nicht gehorchen!

Da sagte der Vater: siehst du wohl, wie

unartig es ist, wenn man nicht gehorcht. Du ärgerst dich über die kleine Auguste, daß sie dir nicht gehorcht. Wenn du aber mir nicht gehorchst; soll ich da mich nicht ärgern?

Da antwortete Leopold: ich will dich nicht mehr ärgern, mein ganzes Leben lang!

Und der Vater sprach: das wird mir viel Freude machen. Merke dir nur das recht: wenn du es nicht gern hast, daß andere dich ärgern: so ärgere du andere auch nicht. Und wenn du andere anklagst, daß sie nicht gehorchen; so gehorche du auch!

26.

Die Leute sprechen nicht immer so, wie sie denken.

Eine Mutter nahm einmal ihren kleinen Sohn, Wilhelm, bei der Hand, und ging mit ihm fort. Die Mutter wollte aber nicht etwa spaziren gehen! Nein, sie ging in ein Haus in der Stadt. In diesem Hause wohnte eine gute, liebe Frau; sie hieß Madam Müller. Und

Wilhelms Mutter wollte diese Madam Müller besuchen: denn es war ihre gute Freundinn.

Madam Müller war auch recht erfreut, als Wilhelms Mutter mit dem kleinen Knaben in die Stube kam, und sie küsste den kleinen Wilhelm und seine Mutter.

Darauf sagte Madam Müller: liebe Freundin, was soll ich Ihnen vorsetzen? Wollen Sie Kaffee trinken, oder Chokolade, oder lieber Thee?

Und Wilhelms Mutter antwortete: ich will mir ein Täßchen Kaffee ausbitten!

Da ging Madam Müller in die Küche, und sagte zu der Köchinn: Christiane, koche geschwind Kaffee; aber ja recht guten! Auch musst du Zwieback hohlen und ein Par Zuckerbrezeln, daß der kleine Wilhelm etwas zu schnabliren hat.

Die Köchinn nahm jetzt einen kleinen Kessel, und goss den Kessel voll Wasser, und setzte ihn über das Feuer auf einen eisernen Dreifuß.

Dann band Christiane die schmutzige Schürze ab, und band eine reine Schürze vor. Darauf ging sie an das Schüsselbret, und nahm einen Teller aus Steingut aus dem Schüsselbrete. Mit dem Teller sprang die Köchin fort, hinaus auf die Straße bis zu dem Bäcker. Bei dem Bäcker

kaufte Christiane Zwieback. Den Zwieback legte sie aber auf den Teller, ein Stückchen neben das andere, und oben auf die Stückchen noch mehr. Die Zuckerbrezeln vergaß die Köchinn aber auch nicht.

Bei dem Bäcker blieb die Köchinn nicht lange: denn sie wollte gern wieder zu Hause sein. In der Küche war das Wasser in dem Kessel schon siedend heiß geworden. Die Köchinn machte geschwinde Schritte, und stand bald in der Küche. Darauf setzte sie den Teller mit Zwieback auf den Tisch, und nahm eine Kaffeemühle. In die Kaffeemühle schüttete sie die braunen Bohnen, und drehete an der Leier. Da wurden die Kaffeebohnen zermalmt, und die kleinen Stückchen fielen in das Kästchen, das unten in die Kaffeemühle geschoben war.*) Aber die Köchinn war vergnügt, und sang dabei:

Leier, Leier, ling, ling, ling,
Kaffee ist ein gutes Ding.
Wird der Kaffee fertig sein,
Taucht der Wilhelm Zwieback ein!

---

*) Mutter, das alles kannst du dem Kinde anschaulich machen, wenn es sich dasselbe noch nicht deutlich vorstellen kann. Ein Gang in die Küche ist das beste Hilfsmittel.

Leier, Leier, ling, ling, ling!
Zucker ist ein gutes Ding;
Ist so süß und ist so fein;
Muss auch in dem Kaffee sein!

Der Kaffee war bald fertig: denn die Köchinn that die gemahlenen Kaffeebohnen in ein Säckchen, und das Säckchen hing sie in eine Kaffeekanne. Dann goss sie das siedende Wasser in das Säckchen. Da lief das heiße Wasser wieder durch das Säckchen; aber es war braun geworden, und schmeckte wie Kaffee. — Jetzt goss die Köchinn den Kaffee in eine porzellanene Kanne, auch fette Milch goss sie in eine kleine Kanne, und setzte alles auf ein rundes Kaffeebret. Auf das Bret setzte sie noch drei Tassen, und trug es in die Stube.

Der kleine Wilhelm sahe die Köchinn kommen, und sagte: ei Kaffee! — Er wollte gleich zuerst haben; aber die Mutter sagte: Kinder müssen warten! — Und Wilhelm wartete auch. Zuletzt bekam er auch Kaffee. Es war aber viel Milch und Zucker in der Tasse. Auch erhielt Wilhelm Zwieback und Zuckerbrezeln.

Da schob sich Wilhelm einen Stuhl an den

Tisch, und kniete auf den Stuhl. Es war aber ein schöner Stuhl mit einem seidenen Ueberzuge.

Doch es sagte die Mutter: Wilhelm, wie kannst du auf den schönen Stuhl knien? Du verdirbst ja den Stuhl!

Aber Madam Müller sagte: ih, das schadet ja nichts! Lassen Sie den Wilhelm doch knien!

Wilhelm durfte aber nicht knien bleiben: denn die Mutter wollte das nicht haben.

Wilhelm goss aus der Obertasse den Kaffee in die Untertasse. Er machte es aber sehr ungeschickt: denn es floss recht viel Kaffee nebenbei auf den schönen Tisch.

Da sprach die Mutter: Wilhelm, Wilhelm. Du nimmst dich ja gar nicht in Acht! Wie unartig ist das! du verdirbst nun wieder den schönen Tisch!

Aber die Madam Müller sprach: ih, lassen Sie doch! Das hat ja nichts zu bedeuten! Die Köchinn soll es wieder abwischen. — Und Madam Müller ging fort, um die Köchinn zu rufen.

Aber die Mutter sprach zu Wilhelm: ich kann dich nicht mehr mitnehmen, wenn ich jemand besuche! Du verdirbst ja alles, und machst dir Schan-

de bei den Leuten. Was wird Madam Müller von dir denken?

Da antwortete Wilhelm: ach liebe Mutter, die Madam Müller hat ja gesagt: es hat nichts zu bedeuten! Sie hat auch gelächelt, und hat nicht böse ausgesehen. Du bist nur böse auf mich!

Da sprach aber die Mutter: mein Kind, die Leute, sprechen nicht immer so, wie sie denken. Die Madam Müller hat sich wohl über dich geärgert; aber sie will sichs nicht merken lassen, weil ich da bin: denn sie denkt, ich würde es übel nehmen, wenn sie zu dir sagte: Wilhelm, du bist ein unartiges Kind! — Darum hat sie auch gelächelt, und hat gesagt: das schadet ja nichts! Aber die Madam Müller denkt ganz anders. Sie denkt gewiß: der Wilhelm ist ein sehr unartiges Kind. Wenn er nur niemals wieder kommt Er verdirbt mir ja meine schönen Sachen! — Was dir deine Mutter sagt, das ist wahr! und was unartig ist, das bleibt unartig, wenn auch die andern Leute sagen: das hat ja nichts zu bedeuten!

27.

Der Reiter.

Die Mutter des kleinen Eduard ging einmal spaziren. Da begegnete ihr ein Mann, der hatte einen Korb vorn an seinem Leibe hangen. In dem Korbe lagen aber viel Spielsachen: kleine Puppen, Klappern, Schnurren, Peitschen und Trompeten. Auch ein schöner Reiter war in dem Korbe. Und der Mann sagte zu Eduards Mutter: liebe Madam! kaufen Sie mir doch etwas ab. Ich bin ein armer Mann, ich brauche Geld für meine Kinderchen. Die armen Kinderchen sind hungrig. Da blieb die Mutter stehen, und sahe die Sachen an. Aber sie sahe auch den schönen Reiter, und dachte: der Reiter wird meinem Eduard wohl Vergnügen machen! Und die Mutter kaufte den Reiter.

Sie trug den Reiter nach Hause, und schenkte ihn dem kleinen Eduard. Das Söhnchen freuete sich sehr darüber.

Doch der Reiter konnte sehr leicht zerbrechen: denn der Leib war nur aus Holz geschnitzt; die Arme und die Füße waren aber aus Mehlteige

gemacht. Darum setzte die Mutter den Reiter immer wieder in den Schrank, wenn Eduard nicht mehr mit ihm spielte.

Einmal hatten Eduards Aeltern das Mittagsmahl verzehrt, und die Magd trug die leeren Schüsseln und das Tischtuch fort; da setzte sich die Mutter an ihren Nähtisch, und nähete ein Westchen. Der kleine Eduard kam aber zu ihr, und sagte: Mutter, darf ich jetzt mit meinem Reiter spielen?

Und die Mutter sprach zu der Magd: gieb doch einmal dem Eduard den Reiter aus dem Schranke. Die Magd that, was die Mutter befohlen hatte. Sie schloss den Schrank auf, und trug den Reiter auf den Tisch.

Eduard spielte nun. Aber er war sehr unvorsichtig, und warf den Reiter herunter in die Stube. Da lag der schöne Reiter und hatte den rechten Arm und den rechten Fuß nicht mehr. Das Pferd hatte auch keinen Kopf mehr: denn er war abgesprungen, und war sogar bis unter die Kommode geflogen.

Da sprach die Mutter: ach, warum hast du dich nicht in Acht genommen! Nun ist der Reiter entzwei!

Aber Eduard antwortete: ich bin ja nicht Schuld daran!

Wer ist denn Schuld? fragte die Mutter.

Eduard sprach: die Magd ist ja Schuld!

Aber die Magd schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und sagte: du mein Gott! ich soll Schuld sein! Ich bin ja nicht an den Tisch gekommen!

Da antwortete Eduard: ja, warum hast du mir den Reiter gegeben!

Aber die Mutter sprach: freilich, wenn die Magd dir den Reiter nicht gegeben hätte, so hättest du ihn nicht zerbrechen können. Am Ende bin ich auch Schuld, weil ich dir den Reiter gekauft habe. Und die Magd ist wohl auch Schuld, daß deine Stiefel zerrissen sind: denn sie hat dir die Stiefel angezogen. Ich werde dir aber keine Stiefel mehr anziehen lassen: dann bleiben die Stiefel ganz, und die Magd hat keine Schuld.

Da sagte Eduard: ach nein Mutter, die Stiefel zerreißen ja an meinen Füßen. Die Magd muss mir doch Stiefel anziehen. Ich kann ja nicht in Strümpfen gehen!

Da erwiederte die Mutter: nun so hat die

Magd auch nicht Schuld, daß der Reiter zerbrochen ist. Dein Arm ist Schuld daran. Geben musste dir die Magd den Reiter: denn du wolltest damit spielen.

Weißt du aber, daß du jetzt gesprochen hast, wie ein böses Kind? Wer wird denn die Schuld auf andere schieben, wenn man selbst etwas gethan hat? — Wenn du dieses wieder thust, musst du hart bestraft werden: denn nunmehr weißt du, daß es unrecht ist.

28.

Die beiden Bratäpfel.

Jetzt will ich dir etwas von dem kleinen Traugott erzählen. Traugott war nicht groß; aber er war auch nicht alt. Fünf Jahre, glaube ich, war Traugott alt. — Traugott war einmal in der Stube bei seiner Mutter, und ging hin an den Ofen. Der Ofen war aber heiß: denn es sahe draußen auf der Straße weiß aus, und auch die Dächer waren weiß. — Du weißt ja wohl, was das ist, was so weiß aussiehet,

und oben von den Wolken heruntersinkt? — Wenn aber der Schnee draußen auf der Straße liegt, da liegt ja wohl des Morgens Holz in dem Ofen und brennt!

Und Traugott trat auf einen Stuhl, der am Ofen stand, und kuckte in die Röhre. Da lagen zwei Aepfel. Die Aepfel sollten braten. Die Mutter hatte sie hingelegt. — Traugott sahe die Aepfel recht vergnügt an, und rief: ei, Mutter! wer soll denn die Aepfel essen.

Da antwortete die Mutter: einen Apfel sollst du bekommen, und einen will ich essen.

Traugott sagte darauf: Mutter, die Aepfel sind schon gebraten!

Da sprach die Mutter: so bringe mir die Aepfel her, ich will dir einen davon geben!

Traugott wollte nun die Aepfel anfassen; aber sie waren zu heiß, und Traugott zog geschwind wieder das Händchen zurück, und rief: au, au! Denn es war ihm sehr heiß an die Fingerspitzen gekommen. Darauf sagte er zur Mutter: aber wie soll ich denn die Aepfel von dem Ofen nehmen? Die Aepfel sind gar zu heiß!

Und die Mutter sprach: denke einmal nach, wie du das wohl anfangen kannst. Hier in der

Stube liegt ein Ding, das ist aus Silber, und siehet bald aus, wie die hohle Hand.*) Mit dem Dinge kannst du dir helfen.

Da sann der kleine Traugott nach, und sahe sich überall in der Stube um. Zwischen den Fenstern stand aber ein schöner glatter Tisch, und über dem Tische hing der Spiegel. Auf diesen glatten Tisch sahe Traugott auch hin. Da sahe er dort liegen — einen silbernen Löffel.

Und Traugott dachte gleich: das ist wohl das Ding wie eine hohle Hand. Die Mutter wird den Löffel wohl meinen! — Und er stieg von dem Stuhle herunter, und lief hin zu dem Löffel, und sagte: Mutter, ist's das?

Die Mutter antwortete: du hast es errathen! Ich meinte den Löffel.

Da war Traugott froh. Und er lief mit dem Löffel an den Ofen, und stieg auf den Stuhl. Aber Traugott mußte sich doch viel Mühe mit den Aepfeln geben: denn der erste gebratene Apfel war an den Ofen angebacken. Da musste ihn Traugott erst abstoßen. Hernach wollte aber der

---

*) Mutter, mache die Hand auch hohl!

Äpfel nicht gleich in den Löffel rollen. Da mußte der Knabe mit seinen kleinen Fingern helfen und stoßen; aber er fuhr immer geschwind mit den Fingerchen zurück: denn der Äpfel war heiß.

Endlich lag der Äpfel in dem Löffel, und Traugott trug ihn hin zu der Mutter. Die Mutter legte aber ein reines Stück Papier auf den Nähtisch, und sagte: Traugottchen, den Äpfel lege hier auf das Papier! Und Traugott that, wie es die Mutter sagte. Hernach sprang er wieder hin an den Ofen, und hohlte den andern Äpfel.

Die beiden Aepfel lagen nun auf dem Papiere vor der Mutter. Es war aber ein Äpfel nicht so groß wie der andere. Und Traugott sagte: nun, bestes Mütterchen, gieb mir doch einen Äpfel! — Da gab ihm die Mutter den großen Äpfel. Traugott hatte aber geglaubt, die Mutter würde ihm den kleinen geben. Darum fragte er: Mutter, warum behältst du denn den kleinen Äpfel?

Aber die Mutter antwortete: das macht, weil ich die Aepfel ausgetheilt habe, und weil ich einen davon mir gegeben habe. Wenn du einmal mit einem andern Kinde etwas theilen sollst — da darfst du nicht das größeste und beste für dich

behalten: denn es ist sehr unartig, wenn die Kinder sich den großen Theil geben, und das beste für sich behalten.

Da sprach Traugott: Mutter, das will ich nicht so machen. Ich will der Karoline immer das beste geben!

29.

Der ungleichgetheilte Apfel.

Traugott sagte darauf zur Mutter: bestes Goldmütterchen, kannst du mir nicht eine Geschichte erzählen, von einem unartigen Kinde, das immer das beste für sich behielt.

O ja! erwiederte die Mutter. Ich kenne ein kleines Mädchen, das heißt Auguste. Auguste ist noch nicht so alt, wie du; aber sie hat noch einen Bruder, der ist ziemlich so groß, wie du bist. Er heißt Kasimir.

Traugott fragte aber: ist er auch artig, der Kasimir?

Immer ist er artig! antwortete die Mutter.

Nun höre nur. Einmal stand die kleine Auguste in der Stube, und hatte einen Apfel in der Hand. Da kam der Bruder Kasimir zur Thür herein, und sahe den rothen Apfel in der Hand seiner Schwester. Und er sagte: ei, Augustchen, woher hast du denn den schönen Apfel? Da antwortete Auguste: Mutte geben! — Da sprang Kasimir hin zur Mutter, und sagte: Mutter, gieb mir doch auch einen Apfel! Augustchen hat ja einen! Ich bin ja auch dein Sohn!

Die Mutter sprach aber: ich habe weiter keinen Apfel. Aber ich habe Augustchen gesagt, sie sollte den Apfel mit dir theilen, und ich habe auch schon den Apfel durchgeschnitten. Auguste hat ihn wieder zusammengelegt. Ich werde sehen, was sie thun wird. — Und die Mutter sprach zu der kleinen Auguste: hast du vergessen, was ich dir gesagt habe?

Da biss Augustchen geschwind ein Stückchen von dem Aepfel; es war aber nur ein wenig rothe Schale. Und Augustchen nahm das Stückchen Schale aus dem Munde, und gab es dem Bruder Kasimir. Doch Kasimir machte kein freundliches Gesicht.

Da sprach Traugott: die Auguste ist aber auch ein recht garstiges Mädchen gewesen!

Und die Mutter antwortete: sieh, das macht die Kinder häßlich, wenn sie alles für sich behalten wollen. Es jammerte aber den kleinen Kasimir, daß ihm Augustchen nur ein Stückchen von der Schale gab; und er zeigte das Stückchen seiner Mutter, und sagte: sieh nur Mutter, so ein Stückchen Schale hat mir Augustchen gegeben! Sie ist doch recht garstig!

Da sprach die Mutter zu Augusten: was habe ich dir gesagt? Sollst du nicht den halben Apfel deinem Bruder geben? — Und die Mutter nahm den Apfel der kleinen Auguste aus der Hand, und gab die Hälfte dem Bruder Kasimir. Aber Augustchen fing bitterlich zu weinen an.

Da fragte Traugott: ih, warum hat denn Auguste geweint? Es hat ihr wohl leid gethan, daß sie nicht gehorcht hat?

Nein, nein! sprach die Mutter. Augustchen wollte die Hälfte nicht hergeben; sie wollte den ganzen Apfel behalten, und darum weinte sie. Aber die Mutter nahm ihr den ganzen Apfel, und sagte: du böses Kind! nunmehr sollst du auch gar nichts haben!

Doch der gute Kasimir sprach zur Mutter: ach lass doch Augustchen den Apfel! Ich will gern gar nichts haben!

Da sagte jetzt Traugott: Kasimir ist doch ein recht guter Junge! So will ich auch werden!

Doch die Mutter erzählte weiter: Augustchen bekam den Apfel von ihrer Mutter doch nicht: denn die Mutter sagte: ein unartiges Kind muss Strafe haben! Kasimir nahm aber den halben Apfel auch nicht, weil es ihm leid that, daß Augustchen weinte.

30.

Frau Treumann wird etwas thun, das ihren Söhnen nicht gefällt.

Einmal ließ Frau Treumann einen Koffer in die Stube tragen. Dann zog sie einen großen Kommodenkasten heraus, und nahm aus diesem Kasten Strümpfe, und Hemden, und weiße Halstücher und blaue Schnupftücher. Das gehörte alles ihrem Manne. Diese Wäsche legte Frau Treumann in den Koffer.

Darauf kam ein Dienstmädchen in die Stube, das hatte einen großen Wäschkorb mit beiden Händen angefasst, und trug ihn hin auf den Tisch. In dem Wäschkorbe lagen schöne Kleider für die Frau Treumann und Nachtmützen, auch Hemden und Strümpfe. Das alles legte Frau Treumann auch in den Koffer. Bald darauf kam der Bediente, der brachte Kleider für Herrn Treumann. Er hatte die Kleider über seinem Arme hangen: und er trat hin an einen Stuhl, und hängte die Kleider recht ordentlich über die Stuhllehne. Aber Frau Treumann packte auch die Kleider in den Koffer.

Da kamen endlich die zwei kleinen Söhne der Frau Treumann. Einer hieß Adolph; der war acht Jahr alt; der andere hieß Emil; der war nur sieben Jahr alt. Adolph hatte ein zerrissenes Buch unter dem Arme, und eine zerbrochene Schiefertafel in der Hand. — Emil trug ein reinliches Schreibebuch in der Hand, und aus seiner Tasche kuckte eine Federbüchse vor. (Da hat sich die Federbüchse wohl recht umgesehen?) Die Federbüchse glänzte wie Gold; sie war aber nur aus Messing. Die beiden Brüder waren in der Schule gewesen.

Adolph stand noch in der Thür, da schrie er schon: Mutter, mich hungert!

Aber da sahe er den Koffer stehen, da sahe er die Mutter einpacken, und da wußte er nicht, was er denken sollte. Adolph fragte aber gleich: Mutter, was machst du denn da? Du packst ja ein?

Die Mutter antwortete: ja, ja! ich packe ein. Dein Vater wird morgen wegreisen, und ich reise auch mit.

Und Adolph fragte: nimmst du uns auch mit? Doch die Mutter antwortete: ich kann euch nicht mitnehmen!

Da fing Emil zu weinen an, und er sagte: ach, liebe Mutter, kommst du nicht wieder?

Und die Mutter antwortete: nach acht Tagen kommen wir wieder!

Nach acht Tagen? sagte Adolph. Das ist lange, Mutter. Aber warum gehst du denn von uns weg, und läßt uns allein?

Da sprach die Mutter: soll ich denn euern Vater allein reisen lassen? Er ist so kränklich; er könnte ja leicht unterweges krank werden, und da hätte er ja niemand, der ihn so pflegte, wie ich ihn pflege.

Aber Emil fing wieder an zu weinen, und sagte: ach Mutter, bleib doch bei uns! lass uns nicht allein! Ich bitte dich doch gar zu sehr, liebe Mutter!

Da sprach die Mutter: seht ihr wohl, jetzt thuet es euch leid, daß ich bald nicht mehr bei euch bin. Und ich komme doch wieder zu euch.— Wie wird es aber dann sein, wenn ich todt bin, da komme ich nicht wieder. Ich habe es euch aber oft gesagt, daß ich vor Aerger sterben würde, wenn ihr nicht artiger werden wolltet. — Denket nur einmal, wenn ich nun morgen von den schwarzen Männern fortgetragen würde in das Grab.

Da wurden alle beide Knaben betrübt, und weinten laut, und sie riefen: ach Mutter, blieb bei uns! Wir wollen dich nicht mehr ärgern; wir wollen nun ganz artig sein!

Und Adolph sagte noch: Mutter, ich will nicht mehr lärmen und toben, und nicht mehr mit den Thüren schlagen, wenn du mir was verbiethest; und ich will nicht mehr die Stiefel zerschlürfen, und die Hosen durchrutschen! Bleib nur hier!

Emil sagte aber noch: ach, liebe Mutter,

ich will dich nicht mehr betrüben! Ich will nicht mehr lügen und klatschen, und will nicht mehr naschen; in meinem ganzen Leben nicht!

Aber die Mutter antwortete: weil ihr mir so viel versprecht: so will ich recht vergnügt wieder zu euch kommen. Aber jetzt kann ich nicht da bleiben. Ich muss mit eurem Vater reisen. Habt ihr denn euren Vater nicht lieb? Der gute Vater darf nicht allein reisen!

Doch Adolph sprach: aber du lässt uns doch allein hier!

Darauf antwortete die Mutter: ich lasse euch nicht allein. Morgen früh kommt die Frau Magisterinn Göschen, die wird bei euch bleiben, und in meinem Zimmer schlafen. Sie wird euch genug zu essen geben, auch zum Vesperbrote sollt ihr Obst und Kuchen von ihr bekommen.

Ach! die alte Frau Magisterinn! sagte Adolph. Er that aber, als ob ihm das gar nicht lieb wäre.

Doch die Mutter sprach: ja, ja! die alte Frau Magisterinn. Seid nur artig gegen diese alte gute Frau, und vergesst nicht, was ihr mir heute versprochen habt!

31.

Was doch die Missgunst thut!

(Fortsetzung des vorigen.)

Am andern Tage kam ein Wagen vor das Haus gefahren. Auf den Wagen wurde der Koffer gepackt. Und als alles fertig war, nahm Herr Treumann von seinen Kindern Abschied, und Frau Treumann küsste ihre Kinder auch noch herzlich, und sagte noch ein Mal: seid artig! Darauf stiegen die Aeltern in den Wagen.

Die beiden Knaben weinten aber sehr, und sagten: Mutter, komm nur bald mit dem Vater wieder!

Hurr! da fuhr der Wagen fort! Die Knaben blieben vor der Thür stehen. Es dauerte aber nicht lange, da kam die Frau Göschen. Sie hatte ein weißes Häubchen auf dem Kopfe und ein Mäntelchen um; das Mäntelchen war aber aus Seide, und sahe schwarz aus. Auch hatte sie schwarze Schuhe mit hohen Stöckchen und mit silbernen Schnallen. — Es war die Frau Göschen ein freundliches, altes Mütterchen; aber das freundliche Mütterchen konnte auch ein recht fin-

steres Gesicht machen, wenn die Kinderchen unartig waren.

Die Frau Magisterinn nahm die beiden Knaben mit hinauf in die Stube. Oben in der Stube legte sie aber ihr Mäntelchen ab. Da sahen die Knaben eine große Ruthe unter dem Arme der Frau Göschen.

Und Adolph sagte: Frau Magisterinn, was wollen Sie denn mit der Ruthe machen?

Da sprach die Frau Magisterinn: die Ruthe ist für Kinder, die mir nicht gehorchen!

Die Knaben waren still, wie die Mäuschen. Und den ganzen Tag waren sie artig, und thaten, was das alte Mütterchen haben wollte.

Nachmittags kamen die beiden Knaben wieder aus der Schule. Da wurde es schon dunkel: denn es war Herbst, und die Tage waren nicht mehr lang. Und die Knaben setzten sich still in die Stube, und baten die Frau Göschen um das Halbabendbrot. Da ging die gute Frau hinaus. Sie kam aber bald wieder, und brachte ein Körbchen getragen. Doch lag ein weißes Tuch über das Körbchen. Und die Knaben wollten gern sehen, was in dem Korbe wäre; ja Adolph wollte

aber er dachte: den kleinen Theil wird Adolph gewiß bekommen! — und er sagte auch nichts.

Bald kam die Frau Göschen mit dem Messer wieder, und sie sprach zu den Kindern: jetzt wendet euch weg! Da wendeten die Kinder sich weg; und die Frau Göschen legte das Messer auf den Tisch zwischen die beiden Theile! Aber sie hielt auch die beiden Hände über das Messer, daß die Kinder nicht sehen konnten, auf welcher Seite die Scheide und der Rücken lagen.

Jetzt konnten die Knaben wieder hinsehen, und die Frau Magisterinn sagte: Adolph, was willst du haben? Rücken oder Schneide?

Und Adolph besann sich lange. Aber was wollte er sich denn besinnen? Er konnte es doch nicht durch Nachdenken herausbringen, wo der Rücken lag, und wo die Schneide hingekehret war.

Endlich sagte Adolph: Schneide! Ach nein, Rücken! Da hob die Frau Göschen die Hand von dem Messer weg, und der Rücken lag nach dem kleinen Theile hin.

Das gefiel Adolphen gar nicht; er rief: ich habe ja Schneide haben wollen!

Doch die Frau Göschen antwortete: du hast ja zuletzt Rücken gesagt!

Adolph erwiederte aber: da habe ich mich versprochen!

Allein die Frau Göschen sprach: ja, das kann nichts helfen! du sagtest doch erst Schneide, hernach aber Rücken! Was gesprochen ist, ist gesprochen. Du bekommst diesen Theil hier! —

Emil hatte sich aber seinen Antheil schon genommen.

Da wurde Adolph sehr böse, und murrte. Er besahe alles, was Emil hatte, und es gefiel ihm alles mehr. Da sprach er mit knurrender Stimme: ja, was für einen Apfel der hat! und meiner ist nur ein schlechter Knorps! Da stieß er seinen Apfel fort, und rief: den mag ich auch nicht!

Und Emil lachte. Er wollte seinen Bruder Adolph noch mehr ärgern, und sagte: sieh einmal, Adolph! Meine Weintraube hat viel mehr Beeren als deine. Ach, und die schmecken so süß!! da koste einmal! — Und Emil drehete eine Beere von der Weintraube ab, und rollte sie auf dem Tische hin zu Adolphen. Es war aber nicht so, wie Emil gesagt hatte. Emils Weintraube war nicht einmal so groß, wie die Weintraube von Adolphen, und eine Traube

war so süß wie die andere. Doch Adolph ärgerte sich nun einmal, und da glaubte er alles, was man von seinen Eßwaren schlechtes sagte. Er steckte die Beere von dem Bruder Emil in den Mund, und hätte bald geweint. Darauf sagte er: nun ja, die ist so süß, und meine da ist so sauer! die mag ich auch nicht! Da schlug er voll Aerger mit der Hand auf die Weintraube. Die Beeren wurden zerquetscht.

Doch nun wurde Adolph immer ungezogener; er weinte vor Aerger; er zwinkerte mit den Augen; er murrte immerfort heimlich.

Und Emil sagte wieder: siehst du wohl, Adolph, auf meinem Aepfelkuchen sind viel mehr Rosinen als auf deinem! Adolph glaubte aber alles, was Emil sagte. Nun machte er es erst recht toll; Er stemmte die Ellbogen auf den Tisch, und legte die Hände an den Kopf; mit dem Kopfe nickte er aber gewaltig. Den Mund zog er breit und lang, und sprach manchmal halblaut etwas recht schnell, das man aber nicht verstehen konnte. Es mochte auch nichts gutes sein, was er sprach. Aber dabei pochte er mit den Ellenbogen auf den Tisch, und stampfte auch mit

den Füßen auf die Diele. Und die Thränen rollten immer die Backen herab.

Da trat die Frau Göschen hin, und sagte: was fehlt dir denn, Adolph? Du thust ja so unbändig, wie ein Kutschenpferd!

Aber Adolph nickte wieder mit dem Kopfe, und murrte: das schlechte Zeug kann Sie auch behalten! — Und er schob alles von sich fort, was vor ihm lag.

Das alte Mütterchen wurde nicht zornig. Sie nahm alles ganz ruhig weg, die Weintraube, die Pflaumen, den Apfel, die Birnen, und die beiden Stückchen Kuchen. Und sie sagte: weil dir von den schönen Esswaren nichts gefällt: so sollst du auch nichts bekommen!

Jetzt wurde Adolph ganz unbändig, wie ein böses Thier, wie ein wilder Ochs, der sich losreißen will. Der Knabe sprang in die Höhe, schlug mit der Faust auf den Tisch, und schimpfte sogar.

Da ging die Frau Göschen an den Spiegel, und nahm die große Ruthe vor. Und die große Ruthe musste Adolphen die verdiente Strafe geben. Doch Adolph brüllte ordentlich, und warf sich auf einen Stuhl, und hielt die Hand vors

Gesicht, und schüttelte mit dem Kopfe, und strampelte mit den Füßen und schrie: wenn nur die Mutter kommt!

Aber die Frau Göschen sagte: Adolph, wenn die Mutter kommt, wird sie sich über dich betrüben! Du verdienst jetzt noch mehr Strafe. Du beträgest dich wie ein wildes Thür, und da sollte ich's mit dir machen, wie mit einem wilden Thiere. Ich sollte dir die Hände und Füße zusammenbinden und sollte dich in einen Sack stecken, daß der Kopf nur herauskuckte. — Aber ich denke, du wirst noch anders werden! Das soll deine Strafe sein, daß du zum Halbabendbrote nichts weiter bekommst, als schwarzes Brot.

Und Emil sagte noch: ach Adolph, was hast du der guten Mutter versprochen? Da wurde Adolph still; er blieb aber trotzig auf dem Stuhle sitzen, und machte die Augen zu, und sahe finster aus. Die Hände legte er aber hinter auf den Rücken. Und so blieb er sitzen, bis es Nacht wurde. Als nun das Abendessen auf den Tisch getragen wurde, da bewegte sich Adolph immer noch nicht. Die Frau Göschen rief aber den trotzigen Adolph auch nicht zum Essen; sie ließ ihn sitzen.

So unartig war Adolph, mein Kind. Aber weißt du noch, woher es kam, daß er so unartig war. Ja, er sahe es nicht gern, daß sein Bruder ein wenig mehr bekam; er wollte lieber den größern Theil haben. — War denn aber Emil ganz artig?

32.

Geschichte von dem kleinen Heinrich. Heinrichs Onkel bringt etwas schönes mit.

Der kleine Heinrich stand einmal in der Stube an dem Fenster, und kuckte durch die Scheiben; da sahe er seinen Onkel Walther draußen auf der Straße kommen. Und Heinrich rief: Onkel Walther, Onkel Walther! — Da sahe der Onkel herüber an das Fenster, und nickte zu dem kleinen Heinrich, und kam sogar hin an das Fenster. Und Heinrich sagte: Onkel Walther! komm doch herein! Aber der Onkel sprach: jetzt komme ich nicht hinein. Doch wenn ich wieder zurück komme, und hier vorbeigehe, da will ich ein wenig zu dir kommen, und will dir auch

etwas schönes mitbringen. So sprach der Onkel und ging fort. Heinrich war aber recht vergnügt. Er hüpfte in der Stube umher, und sang immerfort: Onkel Walther bringt mir was mit! Und der Knabe trat alle Augenblicke an das Fenster, und wollte sehen, ob der Onkel bald käme. Aber der Onkel kam lange noch nicht, und Heinrichen wurde die Zeit sehr lang: denn er that weiter nichts, als daß er auf den Onkel wartete und auf die schönen Sachen.

Endlich ging der Onkel draußen vor dem Fenster vorbei, und die Hausthür klingelte. Da sprang Heinrich zur Thür hinaus dem Onkel entgegen, und er nahm dem Onkel den Stock aus der Hand, und zog ihn auch mit der andern Hand in die Stube.

Da stand nun der Onkel in der Stube; aber er nahm noch nichts aus der Tasche. Da streckte Heinrich seine Händchen zu dem Onkel in die Höhe, und legte sich an den lieben Mann, und sprach recht freundlich: Onkel! — Onkel! — lieber Onkel!

Der Onkel merkte wohl, was Heinrich wollte, und er griff langsam in die Tasche, und zog recht langsam — ein Kästchen heraus. Da

blickte Heinrich voll Freude auf das Kästchen, und wollte gar zu gern wissen, was aus dem Kästchen kommen würde.

Das Kästchen hatte aber einen Deckel, den konnte man nicht aufheben, den mußte man aufziehen. Auf dem Deckel saß aber ein Mäuschen, das war aus Holz geschnitten, und sahe grau aus.

Und der Onkel Walther setzte das Kästchen auf den Tisch, und sagte zu Heinrichen: gieb einmal Achtung, du kleiner Mann! Sieh, hier ist ein Mäuschen, das sitzt ganz still da, und hat sich recht niedergedrückt. — Was wird aber nun kommen? — Da zog der Onkel schnell den Deckel auf — und — und? — es sprang eine Katze heraus, und sprang gerade auf das Mäuschen. Die Katze war aber auch aus Holz, und war weiß angemahlt, und hatte braune Flecke.

Ach, das war eine große Freude für den kleinen Heinrich. Und er sprach: ich danke dir, lieber, guter, Herzens Goldonkel! Du hast mir eine schöne Freude gemacht! —

Und Heinrich nahm das Kästchen in die Hand, und schob den Deckel zu; da fuhr die Katze wie-

Und der Onkel setzte den schweren Heinrich wieder auf die Erde. Heinrichen gefiel aber die Bude: denn da waren allerlei Spielsachen hingestellt. In der Bude stand eine Frau. Das war die Frau von dem Drechsler, der die Spielsachen gemacht hatte.

Jetzt sprach der Onkel zu Heinrichen: da suche dir etwas von den schönen Sachen aus. Du kannst dir nehmen, was du willst!

Heinrich wußte aber gar nicht, wohin er zuerst sehen sollte: denn überall standen schöne Sachen. Hinten in der Bude standen auf langen Bretern kleine Herren, und Damen mit Sonnenschirmen, und Prediger und Schornsteinfeger, Türken und Kroaten, Gärtner mit Leitern und Bauern mit Kobern, und Sensen, und Bauermädchen mit Körben. Auch standen dort Böttcher, die ein Fass pochten, und Holzhacker, die Holz zersägten. Noch sahe Heinrich Grenadire dort stehen, und Offiziers mit bloßem Degen, und Störche, die mit dem Schnabel klapperten. Auch waren viel Windmühlen da, und Leierkasten und Nickmännchen.

Oben an der Bude hingen Trommeln und

Trompeten, und Posthörner und Geigen. An der Seite lehnten Steckenpferde.

Aber Heinrich griff zuerst nach einer Trommel, und nahm sie in die Hand, und wollte sie anhängen. Doch da sahe er einen großen Leiterwagen zum Spielen. Der Wagen gefiel ihm auch sehr. Und die Drechslerfrau legte Heinrichen eine Flinte hin und einen Säbel. Da hätte er auch gern die Flinte und den Säbel genommen. Doch die Drechslerfrau zeigte ihm noch mehr. Sie schob ihm einen großen Husaren hin. Der Husar hatte einen ordentlichen Pelz an, und einen Säbel aus Blech, und ritt auf einem großen weißen Pferde. Es war ein schöner Husar. Er gefiel auch dem kleinen Heinrich recht sehr. Und Heinrich legte gleich seine Hand an den Husaren, und hielt ihn am Pferdefuße fest.

Da brachte aber die Drechslerfrau noch etwas schönes. Es war ein Stab, und oben an der Spitze war ein großes Stück gelbes Blech, wie ein halber Mond. Und an dem halben Monde hingen schöne Glöckchen; auch hingen noch am Ende Schwänzchen von Pferdeharen. Die Drechslerfrau schüttelte das Ding; da klan=

gen alle Glöckchen, und das klang dem kleinen Heinrich recht angenehm. Er sahe recht vergnügt nach dem Glockenspiele und mochte das schöne Ding auch sehr gern haben.

Aber er hatte noch in der linken Hand die Trommel und mit der rechten hielt er das Bein vom Husarenpferde. (Sieh, hier ist das abgebildet.)

Aber der Onkel Walther sagte: Heinrich, nun wähle dir etwas! Wir wollen nicht länger mehr hier bleiben!

Da wurde Heinrich ängstlich. Und er sahe alles wieder an, und legte die Hand bald an dies, bald an das. Endlich sagte er: ich weiß nicht, was ich nehmen soll! Das ist so hübsch, und das ist so hübsch, und das ist so hübsch, und alles gefällt mir, ich möchte alles haben!

Da sprach der Onkel: so nimm nur, was dir am meisten gefällt!

Aber Heinrich antwortete: Onkel, es gefällt mir alles am meisten! Onkel, kaufe du mir was.

Doch der Onkel sprach: nein, nein! Wenn es dir hernach nicht gefiele, dann sprächest du: ja, der Onkel hat mir's ausgesucht; der hat nichts

hübsches mir gewählt! Wähle du nur selbst. Aber besinne dich nicht lange: denn sonst kannst du bis auf den Abend hier stehen!

Da setzte Heinrich die Trommel hin, und nahm den Husaren. Der Onkel zog den Beutel aus der Tasche, und bezahlte der Frau das Geld für den Husaren.

Ach, es wurde dem kleinen Heinrich recht schwer, daß er sich etwas aussuchen sollte. Es wäre besser gewesen, wenn Heinrich nicht so viel schöne Sachen auf einmal gesehen hätte!

35.

Heinrich trägt seinen Husaren nach Hause. (Fortsetzung.)

Heinrich hatte nun den Husaren in der Hand. Aber er sahe nicht auf den Husaren; er sahe nur noch die Sachen an, die in der Bude standen; und es kam ihm so vor, als ob die andern Sachen alle viel schöner wären.

Der Onkel ging nunmehr mit Heinrichen nach

Hause. Er ging aber durch andere Straßen, wo nicht so viel Leute waren Heinrich trug seinen Husaren. Beim Gehen sahe er einen Knaben auf der Straße, der auf einem Steckenpferde ritt, und mit einer Peitsche knallte. Das Stekkenpferd hatte einen rothen Zaum, die Peitsche war mit grünem Leder und mit Silberstreifchen umwunden. Da dachte Heinrich: das Pferd und die Peitsche zusammen sind doch viel besser, als der Husar. Mit dem Husaren kann ich nur in der Stube herumfahren!

Es dauerte aber nicht lange, da kam ein Knabe, der hatte auf einem langen Stocke eine Windmühle, und wenn der Knabe mit dem Stocke gegen die Luft sprang, da drehete sich die Windmühle, hrrr! recht geschwind herum. Da dachte Heinrich: ach wenn ich doch den Husaren nicht genommen hätte! So eine Windmühle! so eine Windmühle! das ist etwas schönes!

Nunmehr war Heinrich bald nach Hause gekommen; aber der Husar gefiel ihm immer weniger. Da kam ein Knabe aus einer Hofthür. Er zog einen kleinen Wagen, und auf den Wagen hatte er Heu geladen.

Da seufzte Heinrich, und sahe recht betrübt

den Wagen an, und er dachte: warum habe ich nun keinen Wagen genommen! Ich bin doch recht dumm gewesen!

Jetzt kam Heinrich an die Hausthür. Da kam aus dem andern Hause nebenbei der kleine Ferdinand gesprungen. Der kleine Ferdinand trug aber eine Flinte in der Hand, und einen Säbel aus Holz hatte er mit Bindfaden an die Seite gebunden. Die Flinte war oben übersilbert. Und Ferdinand sagte zu Heinrichen: sieh einmal Heinel! was ich da habe zum Jahrmarkte bekommen! Mit der schönen Flinte kann ich schießen.

Und Ferdinand nahm eine Erbse aus seinem Täschchen, und ließ die Erbse oben in die Flinte rollen. Hernach zog er einen Faden hinten aus der Flinte, wie man es bei den Drechslerflinten macht, und schoss los. Da flog die Erbse aus der Flinte hinüber über die Straße an eine Hausthür. Heinrich hörte die Erbse klappen. Aber er wurde ärgerlich über den Husaren: denn der gefiel ihm nun gar nicht mehr; er hätte ihn bald weggeworfen. Und er dachte: wenn ich nur den Husaren nicht mehr hätte, und lieber so eine Flinte!

Der Onkel führte aber Heinrichen in das Haus, und brachte ihn zu der Mutter. Die Mutter sagte aber: nun was hast du dir denn schönes ausgesucht? Ei, was für ein schöner Husar ist das!

Da sprach Heinrich: ach, der alte Husar; ich ärgere mich recht über den Husaren! Ich wollte, ich hätte mir eine Flinte genommen!

Da sprach der Onkel: ich wollte, ich hätte dich nicht mitgenommen auf den Jahrmarkt! Dir gefällt nur jetzt das, was die andern haben; und du magst gar nicht deinen Husaren ansehen. Der Husar ist aber sehr schön, und kostet viel mehr als eine Flinte. Und wenn du eine Flinte hättest, ein anderes Kind hätte aber einen Husaren: so sprächest du gewiß: ich wollte, ich hätte mir keine Flinte genommen; ein Husar ist viel schöner! — Da war Heinrich still.

Und der Onkel sprach weiter: ich habe dir eine Freude machen wollen, und du hättest dich bei mir bedanken sollen; aber du bist lieber noch ärgerlich über den Husaren. Adjeu Heinrich! Ich schenke dir sobald nichts wieder. Da ging der Onkel fort, und Heinrich weinte.

Mein Kind, wenn du etwas hast, was schön ist, so freue dich darüber; und siehe nicht immer auf die schönen Sachen, die andere Kinder haben. Sonst gefallen dir die andern mehr: denn euch Kindern gefällt immer alles, was neu ist, und was ihr nicht habt.

36.

Heinrichen gefällt der Husar, als er ihn nicht mehr hat.

(Fortsetzung.)

Der Onkel Walther war nun fortgegangen. Da sagte die Mutter: Heinrich, der Onkel ist recht böse! Er hat dich so lieb, und will dir immer Freude machen. Du aber bist so unartig, und thuest so böse über den Husaren. Sieh nur den Husaren recht an; er ist viel schöner, als eine Flinte.

Da antwortete Heinrich: ach Mutter, ich kann mich nicht freuen. Ich bin recht dumm gewesen, daß ich mir den Husaren genommen habe.

eine andere gerichtet. Und wenn er dachte: nun ist's gut, nun will ich fortlaufen! da sahe er doch noch große Erdbeeren, und blieb immer wieder stehen. Endlich hörte Fritz zum dritten Male recht stark pfeifen. Da sprang er schnell fort, und wollte nicht mehr auf die Erdbeeren sehen. Aber er konnte es doch nicht lassen! An einem Baume sahe er ein prächtiges Büschchen Erdbeeren. An den Stielchen hing eine Beere über der andern, und eine war immer reifer und größer, als die andere.

Da bückte sich Fritz nieder. Er wollte in aller Geschwindigkeit die Stiele unten an der Erde abpflücken. Doch da hörte er ein gewaltiges Gekrache und Geprassel, und einen Knall; auch ein lautes Geschrei der Menschen hörte er. Und Fritz dachte gleich: jetzt ist der Baum gefallen! Und er ließ das Erdbeerensträuchlein fahren,*) und sprang in aller Angst fort, was er nur springen konnte.

Als er hinkam, wo der Vater stand, und wo die Holzhauer waren — da lag der schöne Eichbaum schon auf dem Erdboden.

---

*) Frage: Er ließ es wohl auf einem Wagen fahren?

Fritz fing an zu weinen. Aber der Vater sprach: was weinest du? Weil du zu spät kommst? Ich habe dir ja drei Mal gepfiffen!

Und Fritz antwortete: ach, ich habe es wohl gehört! Aber die schönen Erdbeeren!

Da sprach der Vater: ja, ja! das dachte ich wohl! Die Erdbeeren haben gemacht, daß du stehen geblieben bist. Nun hast du nicht gesehen, wie schön es aussahe, als die prächtige Eiche langsam niederfiel. Wenn du dir Freude machst: so musst du auch gleich aufhören können, wenn es nöthig ist.

38.

Nachdenken und Uebung im Nachdenken.

Wilhelm ist böse auf die unartige Thür.

Der kleine Wilhelm wollte einmal die Thür zumachen. Er zog und zog; doch die Thür wollte nicht ganz zugehen! Da wurde Wilhelm böse auf die Thür, und stieß sie mit dem Fuße.

— Der Vater sahe das. — Da fragte der Vater den kleinen Wilhelm: warum stößest du denn die Thür?

Und Wilhelm fing an zu weinen aus Unwillen und sagte: die unartige Thür will nicht zugehen!

Da antwortete der Vater: hast du es denn der Thür schon gesagt, daß sie zugehen soll?

Da stutzte*) Wilhelm, und er sagte: die Thür hat ja keinen Verstand!

Da antwortete der Vater: was hilft es nun, daß du die Thür stößest, und sprichst: die unartige Thür. Aber dir, dir hat der liebe Gott Verstand gegeben. Du hättest nachdenken sollen, woher es kommt, daß die Thür nicht zugehet.

Aber Wilhelm sprach: ja wie soll ich denn nachdenken? Ich kann ja nicht!

Das will ich dir gleich sagen: erwiederte der Vater. Du hast ja gesehen, daß die Thür nicht zugehet, da hättest du sollen denken: es muß doch etwas daran schuld sein! Und da würde dir wohl eingefallen sein, daß du ein Par Aeuglein in deinem Köpfchen hättest, und mit den Augen nachse-

*) Mutter, das musst du dem Kinde vormachen.

hen könntest, ob etwas in dem Wege läge, oder ob hinten, wo die Thür sich drehet, etwas dazwischen gekommen wäre. Mache es jetzt so!

So sprach der Vater. Aber Wilhelm sahe sich jetzt bei der Thür um. Da lag unten an der Schwelle ein Stückchen Holz. Es war gar nicht groß; aber die Thür hatte doch nicht an die Schwelle kommen können, weil das Holz dazwischen lag. Wilhelm nahm das Hölzchen weg. Nunmehr konnte er die Thür zumachen. —

Wilhelm hätte sich jetzt schämen sollen, weil er nicht nachgedacht hatte, und lieber gleich auf die Thür böse geworden war!

39.

Wilhelm mag nichts verstehen! (Fortsetzung.)

Wilhelm mochte nun einmal nicht nachdenken, daher kam es, daß er auch nicht gleich verstand, was die andern sagten. Wenn der gute Vater eine Geschichte erzählte, da hörte Wilhelm manch-

mal ein Wort, das er nicht gleich den Augenblick verstand. Aber Wilhelm hätte nur ein wenig nachdenken dürfen, da hätte er es verstanden. Doch das that Wilhelm nicht. Er fing gleich an zu weinen und sagte: das verstehe ich nicht! Wie? wie? das kann ich ja gar nicht verstehen. Und wenn er nun einmal weinte: dann vergingen ihm vollends ganz die Gedanken. Seine Schwester Adelheid war ein Jahr jünger als Wilhelm, — sie war nur fünf Jahr alt; aber sie verstand alles, was der Vater erzählte: denn sie dachte immer nach.

Einmal erzählte der Vater ein Geschichtchen den beiden Kindern. Er sprach aber:

„Es war einst ein Knabe, der trug Holz in „die Stube!“

Da sagte Wilhelm: wer? wie? Die Stube, das kann ich nicht verstehen! — Und Wilhelm fing an zu weinen! — Denke nur, mein Kind, wie unverständig Wilhelm war. Er sagte aber darauf: was? die Stube hat den Knaben ins Holz getragen?

Da fragte der Vater die kleine Adelheid: hast du es verstanden?

Und Adelheid antwortete: o ja, ich hab's wohl verstanden! Es war einmal ein kleiner Jun-

ge, und der kleine Junge trug Holz in die Stube. Die Stube hat den kleinen Jungen nicht ins Holz getragen.

Da schämte sich Wilhelm. Aber er sagte: ich hab's auch verstanden!

Doch der Vater sprach: da bist du ja ein böses Kind, wenn du es verstehst, was ich erzähle, und doch weinest, und sprichst: du könntest es nicht verstehen! Du hast es im Anfange nicht den Augenblick verstanden, du hast aber auch nicht nachdenken wollen, und lieber geweint.

Jetzt erzählte der Vater weiter:

„Das Holz, das der Junge in die Stube trug,
„war aber nass, und wenn es nass ist, da
„brennt es nicht gut!“

Aber Wilhelm fing wieder an: was ist denn es? Das verstehe ich nicht!

Da sprach der Vater: wenn ich nun zu dir spreche: spiele nicht mit dem Glase, es zerbricht leicht — sage mir, was meine ich denn da, wenn ich spreche: es zerbricht leicht?

Und Wilhelm wischte sich die Augen, und antwortete: das Glas!

Da sprach der Vater weiter: wenn ich nun sage: das Holz war nass, und wenn es nass ist,

da brennt es nicht gut — Was
da mit dem Worte es?

Aber Wilhelm sprach: das kann ich ja nicht verstehen! Das Eß ist ja ein Buchstabe!

Da mußte sich der gute Vater ärgern: denn Wilhelm konnte ja nachdenken; aber er wollte durchaus nicht, und wollte lieber die Worte verdrehen. — Was that aber der Vater? Er stellte den unartigen Wilhelm in den Winkel und sagte: du sollst jetzt nicht mit antworten, ich will dich auch nicht fragen; ich will nur der kleinen Adelheid die Geschichte erzählen.

Aber Wilhelm weinte, und sagte: ich höre doch zu! — Da sprach der Vater: das kannst du machen! Du wirst vielleicht auch alles verstehen! Doch hernach, wenn ich der kleinen Minna etwas erzähle, dann sollst du dich mit hersetzen, und auch mit antworten. Die kleine Minna kann noch nicht nachdenken, und du willst nicht nachdenken und nichts verstehen!

Ich kann wohl nachdenken! ich kann wohl verstehen! sagte Wilhelm; aber der Vater that, als ob er es nicht hörte.

Und der Vate erzählte seiner Adelheid die

...em Knaben, der Holz trug. Er
...

„Es hatte es aber niemand dem Knaben ge„heißen, daß er Holz in die Stube tragen „sollte!“

Adelheid fragte aber: wie hieß denn der Knabe? Und der Vater sprach: er hieß Martin. „Martin trug aber recht fleißig nasses Holz in „Menge an den Ofen, und ließ sichs recht sauer „werden. Endlich lag ein großer Haufen dort. „Martins Mutter war aber unten in dem Keller, „und der Vater war nicht zu Hause: denn er „war ein Jäger, und musste in dem Walde sein. „Und Martin freuete sich recht über den Haufen „Holz, und dachte: wenn die Mutter aus dem „Keller kommt, da wird sie große Augen machen, „wenn sie das Holz siehet. Und die Mutter wird „mich loben, daß ich so fleißig gewesen bin!“

Da fragte Adelheid: kam denn die Mutter bald? Und der Vater antwortete: Mutter kam bald, und hatte auch eine Flasche mit Bier in der Hand!

Und Wilhelm sagte in seinem Winkel: ich höre alles; ich verstehe auch alles!

Aber der Vater sprach: ich rede ja nicht heim-

lich; du kannst es wohl hören! Es ist mir auch sehr lieb, wenn du alles verstehest! — Darauf erzählte der Vater weiter seiner Tochter Adelheid:

„Martins Mutter sahe das Holz nun an dem „Ofen, und machte kein freundliches Gesicht. „Ach, sie wurde sehr verdrießlich, und sahe den „Martin finster an, und sagte: wer ist denn das „gewesen? Doch kein anderer Mensch, als du, „Martin! Das ist einmal wieder ein recht dum- „mer Streich! Da sprach Martin: Mutter, ich „habe dir recht viel Freude machen wollen, und „nun siehest du so finster aus!"

„Aber die Mutter antwortete: wenn du mir „Freude machen willst: so musst du auch nach- „denken, wie du mir Freude machen kannst. „Aber ich sehe, daß du gar nicht nachgedacht „hast."

Und Adelheid fragte: Vater, wie hat denn der Martin nicht nachgedacht?

Der Vater antwortete: das wirst du gleich hören, mein Töchterchen!

„Jene Mutter sagte zu ihrem Martin: hast du „nicht gestern gehört, daß ich auf die Magd ge- „scholten habe? denn die war auch so unverstän- „dig, und brachte einen großen Haufen nasses,

„Holz. Das nasse Holz brennt ja nicht: und „ein großer Haufen Holz soll nicht in der „Stube liegen. Wenn du nun nur ein wenig „nachgedacht hättest, da wäre es dir doch eingefallen, daß ich mich gestern über die Magd geärgert habe. Darüber werde ich mich doch heute nicht freuen! Ich muß mich doppelt über dich „ärgern!“

Da fragte Adelheid: warum denn doppelt ärgern? Da hat sich ja die Mutter einmal geärgert, und noch einmal geärgert!

Ja, ja! so ists, erwiederte der Vater. Die Mutter ärgerte sich über das nasse Holz, daß es am Ofen in einem großen Haufen lag. Das war ein Mal geärgert. Aber sie ärgerte sich auch über den Martin, weil er gar nicht nachgedacht hatte. Und Martin musste jetzt das Holz wieder hinaus in den Holzstall tragen.

Da fragte Adelheid: war denn der Martin groß?

Ja wohl, war er groß! erwiederte der Vater. Er war schon 10 Jahr alt! Aber siehst du, Adelheid, so gehts! Wenn die Kinder nicht nachdenken wollen, so lange sie noch klein sind, — so lernen sie auch nicht nachdenken, wenn sie größer

werden. Der große Mensch, der Martin, weinte immer noch, wenn er nachdenken sollte.

Da sprach Adelheid: ach der unartige Junge! Aber Wilhelm fragte: darf ich nun aus dem Winkel? Der Vater sprach: es ist noch nicht Zeit!

40.

Wilhelm muß von der Mutschkuh erzählen hören.

(Fortsetzung.)

Jetzt ließ der Vater die kleine Minna kommen. Das war ein freundliches Mädchen, und noch sehr jung — erst drei Jahr alt. Minna ließ sich aber gern Geschichtchen erzählen. Als sie kam, sagte sie gleich zum Vater: Väterchen, liebes Väterchen, Geschichten? Ja Geschichten?

Da sprach der Vater: ja wohl, eine schöne Geschichte von der Mutschkuh.

Darüber freuete sich Minna. Sie schlug in die Händchen; dann setzte sie sich auf ihren Stuhl, und rutschte hin und her, bis sie gut saß.

Aber nunmehr musste Wilhelm aus seinem

Winkel kommen, und musste sich neben die kleine Minna setzen. — Wilhelm schämte sich. Und der Vater fing an zu erzählen:

„Es war einmal eine Mutschkuh. Kennst du „denn eine Mutschkuh, Minna?“

O ja! sagte Minna. Hat große Hörner, schreit mu! mu! mu!

Und der Vater fragte: Wilhelmchen, hast du's verstanden?

Wilhelm zog sein Gesicht, als ob er böse wäre, und sagte: ich verstehe alles! ich kann alles verstehen, und weiß alles von dem Knaben, der Holz trug!

Und der Vater sprach: das ist mir lieb! Es wäre aber besser gewesen: du hättest es gleich verstanden. Da dürftest du jetzt nicht hier sitzen! — Doch jetzt erzählte der Vater weiter:

„Die Mutschkuh war nicht in dem Stalle. „Die Mutschkuh war draußen auf einem gro„ßen Platze, und auf dem Platze wuchs viel „Gras. Die Mutschkuh hatte sich aber hin„gelegt in das Gras. Da kamen zwei klei„ne Kinder auf den Platz. Ein kleines Kind „war ein Knabe, der hieß Leopold. Leo„pold war aber nicht ganz klein mehr; er

„war so groß, wie Wilhelm ist. Das an-
„dere Kind war eine Schwester von Leopol-
„den. Sie hieß Ida. Ida war aber so klein,
„wie du bist, Minna!“

Nun denke einmal! Die beiden Kinder sahen die Mutschkuh liegen. Ida fürchtete sich aber vor der Mutschkuh, und das kleine Mädchen wollte nicht vorbeigehen. Minna hörte recht zu, und sagte: ja!

Und der Vater sprach weiter: „Ida zitterte,
„und schrie: hu, hu, hu, hu! Die Kuh, die
„Kuh! nicht hingehen! Kuh stößt!

Und Minna sprach wieder: Ja! — Doch der Vater fuhr fort:

„Der kleine Leopold fürchtete sich aber nicht.
„Leopold sagte zu seiner Schwester: Du
„bist ein Närrchen. Die Kuh stößt nicht!
„Das ist ja unsere Kuh. Die Kuh kenne
„ich. Ich will gleich hingehen zu der Kuh,
„und will die Kuh streicheln, und will mich
„auf ihren Rücken legen.“

„Da schrie die kleine Ida: nein, nein, nein!
„Leopold nein! Kuh stößt! Du sollst nicht
„gehen.“

Und die kleine Minna sagte auch: nein, nein, Leopold soll nicht gehen!

Da sprach der Vater: ja, Leopold ging doch: „Aber Ida zitterte sehr.“ — Warum hat sie denn „gezittert?“ fragte der Vater den kleinen Wilhelm.

Und Wilhelm antwortete: sie hat wohl gedacht, Mutschkuh wird den Bruder stoßen!

Da sprach der Vater: Du hast recht! Sieh, wenn du nachdenken willst, kannst du recht verständig antworten.

„Leopold stand bei der Mutschkuh dort, und „streichelte die Mutschkuh. Und die Kuh „lag ganz still. Hernach legte sich Leopold „auf die Kuh. So mit dem Kopfe legte „er sich auf den Rücken von der Kuh. „Aber da sprang die Kuh geschwind in die „Höhe, und Leopold fiel die Länge lang hin „auf die Erde. Da schrie er. — Aber Ida „schrie auch aus vollem Halse, und lief fort, „was sie laufen konnte: denn die kleine Ida „dachte, die Kuh käme ihr hintennachgelaufen. Und so lief Ida immer fort und „schrie, bis sie wieder an das Haus kam, „wo sie wohnte.“

Da fragte Wilhelm: war denn das Haus in der Stadt?

Aber der Vater antwortete: nein, das Haus war draußen auf dem Dorfe. Es war ein schönes Haus. Ida's Vater wohnte darin im Sommer. Wenn es aber Winter wurde, da zog er in die Stadt.

Die kleine Minna fragte aber: blieb denn der Leopold liegen?

Nein, sagte der Vater! „Der Leopold stand „auf. Aber er konnte nicht gut gehen; er hinkte. „Die Kuh hatte den Leopold auf den Fuß getre„ten." — Nun war die Geschichte zu Ende.

Darauf sprach der Vater zu Wilhelmen: Siehst du, Leopold hatte auch nicht nachgedacht. Wenn ein Kind etwas thun will, muß es auch nachdenken, was wohl daraus werden kann. Der Leopold hätte da leicht denken können, daß die Kuh nicht liegen bleiben würde, wenn er sich auf ihren Rücken legte.

Wer nicht nachdenken mag, der lernt nichts, und bleibt unverständig! Wer nicht nachdenken mag, der macht alles unrecht und ärgert die andern. Wer nicht nachdenken mag, der fängt alles unbesonnen an, und schadet sich selbst.

Wenn man aber nachdenkt, macht man sich alles leicht, und macht den Aeltern und Lehrern gewiß Freude!

41.

Was heißt das: sich schämen?

Fritz und Karl müssen vor dem Ofen knien!

Der kleine Ernst hatte immer ein Schnupftuch in der Tasche; aber Ernst wollte sein Schnupftuch niemals gebrauchen. Da war seine Nase nie rein, und sprechen konnte Ernst niemals ordentlich, weil die Nase verstopft war.

Der Vater sagte aber einmal zu ihm: Ernst, schämst du dich denn nicht? Immer ist deine Nase voll Unreinigkeit. Das ist ja sehr schmutzig! Wenn die Kinder so schmutzig sind, spricht man: sie gehören hinunter in den Stall, wo die Schweinchen stecken: denn die Schweine haben auch den Schmutz gern an sich, und sind nicht reinlich wie die Kätzchen. Sage mir nur, schämest du dich denn nicht?

Und Ernst antwortete: Vater, ich schäme

mich nicht! Doch der Vater sprach: ach, das sind schlechte Kinder, die sich nicht schämen!

Ernst sagte aber: wie soll ich denn das machen? Ich kann mich ja nicht schämen!

Da sprach der Vater: nun verstehe ich dich! Du weißt nicht, was das heißt: sich schämen! Gieb recht Achtung, ich will dir's erklären. — Darauf erzählte der Vater eine Geschichte:

Er sagte: es waren einmal zwei Knaben. Der eine hieß Fritz, der andere hieß Karl. Fritz war aber älter als Karl: denn er war der Erstgeborne. Karl war erst zwei Jahr nach dem Fritz auf die Welt gekommen. Karl war sieben Jahr alt. Kannst du mir nun sagen, wie alt Fritz war?

Ernst zählte an seinen Fingern: sieben, acht, neun! und sagte: Fritz war neun Jahr alt. Das ist sehr alt! Ich bin erst sechs Jahr alt.

Aber der Vater erzählte weiter: — Die beiden Knaben, Fritz und Karl, hatten geschrieben, und hatten ihre Finger mit der Tinte schwarz gemacht. Da gingen sie hinter den Ofen. Hinter dem Ofen stand aber ein Waschtischchen; und auf dem Waschtischchen stand ein Waschbecken. Auch lag ein Läppchen dort aus Flanell und auch

Seife; und ein Krug mit Wasser stand unter dem Tischchen.

Da traten die beiden Knaben hin, und wollten sich beide zugleich waschen. Fritz nahm das Läppchen zuerst, und schmierte Seife darauf. Hernach rieb er sich damit die Hände ab. Aber Karl sagte: mache doch; ich will das Läppchen auch haben!

Und Fritz antwortete: du kannst warten! Karl sagte darauf: ich will aber nicht warten, bis du ausgepetert hast.

So erzählte der Vater; der kleine Ernst lachte aber über das komische Wort, das Karl gesprochen hatte.

Und der Vater sprach darauf: ja, es ist ein komisches Wort; es soll so viel heißen, als eine Sache recht langsam machen, weil man ungeschickt ist. Fritz wurde aber über dieses Wort böse, und rief: ich bin kein Peter!

Da antwortete Karl: meinetwegen magst du Peter oder Path Hans sein!

Das nahm Fritz nun vollends übel. Da ging es klitzsch, klatzsch! mit dem Waschläppchen: denn Fritz schlug Karln mit dem nassen Läppchen ins Gesicht.

Ach wie unartig! sagte Ernst.

Und der Vater erwiederte: gerade so unartig wie du warest, als du deine kleine Schwester schlugst.

Ernst antwortete: ich thue es aber nicht mehr! — Das sprichst du immer, sagte der Vater, und bist doch wieder unartig. Aber jetzt will ich dir von dem Karl und Fritz weiter erzählen. — Karl dachte, er müßte auch schlagen, und das that er mit seiner nassen Hand. Das klatschte auch recht. Aber der Vater hörte das Klatschen, und sahe sich um: denn er saß an seinem Schreibtische. Und er befahl den beiden Söhnen, sie sollten zur Strafe gleich an dem Ofen nieder knien.

Nun höre einmal Ernst! Wenn ein Kind an dem Ofen kniete, und du sähest das Kind so knien; da dächtest du wohl: ei, ei, das Kind ist gewiß recht artig gewesen, weil es an dem Ofen kniet!

Ach nein! sagte Ernst. Das wäre ja ein unartiges Kind gewesen!

Da sprach der Vater: Du dächtest also gleich etwas schlechtes von dem Kinde, und siehe, das nennen die Menschen Schande.

Wenn die andern von dir schlechtes denken müssen, da hast du Schande, wenn sie aber etwas Gutes von dir denken, dann hast du Ehre.

Fritz und Karl hatten nun auch die große Ehre, daß sie vor dem Ofen knieten.

O! rief Ernst! das war ja eine große Schande! Und der Vater sprach: da hast du wohl Recht. Es war eine große Schande! Wenn du aber deine Nase nicht ausschnaubest, denken die Leute auch: pfui, das ist ein recht schmutziges Kind! Und das ist für dich auch eine Schande!

Da schlug Ernst die Augen nieder! Und der Vater fragte: Ernst, warum siehest du denn nieder auf den Fußboden?

Aber Ernst antwortete weiter nichts, als: ih, ih! Er sahe aber immer noch nieder.

Da sprach der Vater: sieh, jetzt schämest du dich! Ich habe dich erinnert an deine Unart, und das ist dir nicht angenehm, weil es dir Schande macht. Es thut dir Leid, daß du Schande hast, und du kannst mich nicht ansehen, weil ich auch deine Schande weiß. Du schämst dich also.

Karl und Fritz schämten sich auch an dem

Ofen: denn es that den Knaben so leid, daß sie Schande hatten, und sie mochten keinen Menschen ansehen. Aber da pochte etwas an die Thür, und es ging auch gleich die Thür auf. Siehe, da trat der Balbier in das Zimmer. Und Fritz fuhr in die Höhe, und Karl wollte auch in die Höhe fahren: denn die Knaben wollten nicht, daß es der Balbier sähe, wie sie an dem Ofen knieten.

Aber der Vater sprach: ihr bleibt knieen! — Ach, wie sehr schämten sich die beiden Knaben. Sie hielten die Hände vor die Augen und weinten. Und Fritz dachte: der Balbier wird es nun allen Leuten erzählen, und die Leute werden mich ansehen und auslachen, wenn ich auf der Straße gehe. — Da weinte er noch mehr! Sieh, so eine Furcht hatte Fritz vor der Schande, das heißt: er s c h ä m t e sich.

Und Ernst fragte: schämte sich denn Karl auch?

Der Vater antwortete: Karl schämte sich eben so sehr. Wenn aber die folgenden Tage der Balbier in das Zimmer trat, liefen die Knaben aus der Stube: denn sie schämten sich vor ihm, und wollten sich nicht vor ihm sehen

lassen, weil er ihre Schande wusste. Das nennen die Menschen sich scheuen. Jetzt schwieg der Vater still. Da fragte Ernst: ist die Geschichte nun aus?

Der Vater antwortete: ja! Aber du weißt doch nun wohl, wie das ist, wenn man sich schämt?

Da sprach Ernst: ich schäme mich nun!

42.

Das schlechte Wort!

(Fortsetzung des Vorigen.)

Ernst sprach zu seinem Vater: liebster Vater, erzähle mir noch eine Geschichte von einem Kinde, das sich schämte; ich will mich auch recht schämen! —

Und der Vater sprach: recht gern will ich dir noch eine Geschichte erzählen. Von wem denn nun? — Von dem kleinen Paul! Der kleine Paul war erst vier Jahr alt, aber es war ein kleiner, kluger Junge. Er lernte lesen und schreiben von selbst, ohne einen Lehrer, und merkte auch alles, was er hörte. Aber manch-

mal hörte Paul etwas schlechtes; das merkte er auch.

Einmal hatte eine Magd ein sehr schlechtes Schimpfwort gesagt, und Paul hatte sich das gleich gemerkt.

Da fragte Ernst: wie war denn das Wort? Aber der Vater sprach: das Wort spreche ich nicht aus! So ein Wort darf man gar nicht nachsprechen: denn das macht uns Schande. Aber der kleine Paul sprach das Wort recht oft nach, wenn es der Vater nicht hörte. — Einmal kam ein guter Freund mit seinem Sohne zu Pauls Vater. Der kleine Sohn hieß Wilhelm, und war auch ein guter Freund von Paul. Und beide Knaben spielten zusammen recht vergnügt, und sprangen endlich hinaus auf den Sal, wo die Treppe war. Es dauerte aber nicht lange, da kam Wilhelm wieder in die Stube. Er sprang zu seinem Vater, und sagte heimlich: höre, Vater, der Paul hat ein recht schlechtes Wort zu mir gesagt! Und Wilhelm nannte das schlechte Wort. — Da ging Wilhelms Vater hinaus auf den Sal, und sagte zu Pauln: pfui, schäme dich! wie kannst du so ein schlechtes Wort sprechen!

Da lief Paul die Treppe hinan auf den Boden, und versteckte sich hinter einen Balken, und kam nicht wieder herunter.

Aber die Mutter wollte doch nachsehen, wo ihr kleiner Paul geblieben wäre. Und sie ging die Treppe hinauf, auf den Boden, und suchte den kleinen Sohn lange: denn Paul war ganz still, und wollte nicht haben, daß ihn die Mutter sähe.

Aber die Mutter fand den kleinen Paul doch. Und sie sagte: was steckst du denn hier?

Paul sagte: Mutter, ich schäme mich! Ich habe ein schlechtes Wort zu Wilhelm gesagt!

Da sprach die Mutter: das ist freilich häßlich von dir! Thue das ja nicht mehr! Komm aber jetzt herunter!

Aber Paul fragte: ist denn Wilhelms Vater noch da?

Und die Mutter sprach: ja, er ist noch da, und Wilhelm ist auch noch da! Er fragt nach dir, und will mit dir spielen.

Doch Paul antwortete: da komme ich nicht hinunter in die Stube. Ich schäme mich gar zu sehr. Wenn Wilhelms Vater fort ist, will ich hinunter kommen. Ich schäme mich doch gar zu sehr!

Da sagte die Mutter: es ist freilich eine große Schande, daß du das häßliche Wort gesagt hast. Komm aber mit, und bitte es Wilhelms Vater ab, und sprich: du wolltest in deinem ganzen Leben kein schlechtes Wort mehr sagen. Doch du mußt es auch halten, was du versprochen hast! Und Wilhelms Vater wird da denken: der Paul wird wieder artig!

Da ging Paul mit seiner Mutter wieder hinunter in die Stube und sagte zu Wilhelms Vater: ich wills nicht mehr thun! Vergeben Sie mir! Ich will kein häßliches Wort wieder sagen, in meinem ganzen Leben nicht!

Und Paul hat auch niemals ein schlechtes Wort wieder ausgesprochen.

Ernst sprach aber zu seinem Vater: es ist doch gut, daß es dem Paul leid gethan hat! Da ist er wieder artig geworden!

Und der Vater antwortete: ja wohl, wer sich schämt, der kann auch wieder artig werden: denn dem thut es Leid, daß er Schande hat, und darum mag er das Böse nicht wieder thun. Wer sich aber nicht schämt, der wird in seinem ganzen Leben nicht artig.

43
Das Bad.
(Fortsetzung des vorigen.)

Der Vater sprach zu seinem Ernst: ich muss dir noch eine Geschichte erzählen von einem Kinde, das sich schämte.

Da rief Ernst: ach ja, Vater, erzähle mir! Und der Vater erzählte. „Ein kleines Mädchen, mit Namen Sophie, war nicht recht gesund. Sophie war schon sechs Jahr alt; aber sie war gar nicht groß, und sprang auch nicht munter herum, wie die andern Kinder. Sie saß immer auf dem Stuhle still dort, und that etwas mit ihren Händchen, was nicht schwer war: sie strickte oder nähte. Sophie hatte aber auch keine rothen Backen; sie sahe sehr bleich*) im Gesichte aus.

Aber Sophiens Mutter fragte den Arzt, was wohl dem kleinen Mädchen fehlte?

Der Arzt sagte: ich will der kleinen Sophie wohl helfen! Sie muss fleißig baden. Da lassen Sie nur eine Badwanne machen, so groß, daß die Sophie in der Wanne sitzen kann.

---

*) Was die Farbe verloren hat, nennt man bleich.

Dann lassen Sie Wasser in einem Kessel kochen. Ich werde Ihnen aber Kräuter aufschreiben, die lassen Sie in der Apotheke hohlen. Und diese Kräuter kochen Sie in einem besondern Topfe mit Wasser. Dann gießen Sie die gekochten Kräuter durch ein Tuch, daß das Kräuterwasser in den Kessel läuft. Und nun lassen Sie das Wasser aus dem Kessel in die Wanne schöpfen. Da muss das Wasser sich wieder abkühlen, bis es so warm ist, wie Milch, die von der Kuh kommt. Dann setzt sich die kleine Sophie ins Wasser, und bleibt das erste Mal eine Viertelstunde im Bade sitzen.

Und die kleine Sophie hörte das. Aber sie wurde im Gesichte feuerroth.

Der Arzt trat aber hin an den Tisch, und schrieb auf ein Zettelchen die Namen von den Kräutern, die aus der Apotheke gehohlt werden sollten. — Darauf ging er fort.

Und Sophie sagte zu ihrer Mutter: muss ich mich denn nackt ausziehen, wenn ich mich bade?

Freilich! antwortete die Mutter. Die Kleider würden ja sonst nass.

Da sprach Sophie: Mutter, ich will mich

lieber nicht baden! Nein, Mutter, ich will mich nicht baden!

Und die Mutter sagte: mein Kind, der Arzt will das haben! Da wirst du ja gesund!

Aber Sophie wurde wieder roth im Gesichte, und sagte: ich schäme mich, Mutter! Ich kann mich nicht nackt ausziehen; da siehet mich ja der Arzt!

Doch die Mutter antwortete: freilich müßtest du dich schämen, wenn dich der Arzt sähe. Aber der Arzt siehet dich nicht. Er ist nicht dabei. Ich bin dann nur bei dir!

Und Sophie sagte: Mutter, ich schäme mich doch! Du sollst mich auch nicht nackt sehen!

Doch die Mutter antwortete: es ist mir sehr lieb, daß du so schamhaft bist. Du sollst dich auch nicht nackt sehen lassen; ich will dir ein Badehemd machen, das wird deinen ganzen Leib bis zu den Füßen bedecken.

Das ließ sich Sophie gefallen; und den andern Tag fing sie schon zu baden an.

Siehst du wohl, Ernst, sagte der Vater, Sophie schämte sich auch. Es schickt sich nicht, daß man nackt hintritt vor die Leute, und gute Menschen wollen nie ihren bloßen Körper sehen lassen; und wenn sie's ja thun müssen,

da schlagen sie ihre Augen nieder, und werden roth im Gesichte. Das nennet man schamhaft. Sophie hatte eine große Angst davor, daß sie sich sollte vor der Mutter nackt sehen lassen; sie war auch schamhaft.

Und wer schamhaft ist, der spricht auch nicht von solchen Theilen an seinem Körper, die man nicht siehet, und die von den Kleidern immer bedeckt sind.

Da fragte Ernst: was für Theile sind denn das? Da sprach der Vater: ja, lieber Ernst, ich bin auch schamhaft. Darum mag ich dir diese Theile an unserm Körper nicht nennen. — Du musst auch schamhaft sein!

44.
Mangel an Scham.

Der kleine Konrad schämt sich nicht!

Ernst hatte alles gemerkt, was ihm der Vater gesagt hatte: von Fritz und Karln, von dem kleinen Paul, und von der schamhaften Sophie.

Aber an dem andern Tage kam er wieder

zu dem Vater, und sagte: höre, lieber Vater, du hast mir einmal von schwarzen Menschen in Afrika erzählt, von den Negern. Die gehen ja ganz nackt! Schämen sich denn die Neger nicht?

Da antwortete der Vater: wenn die Menschen in einem Lande alle nackt gehen, da wissen es die Menschen nicht anders, und da braucht sich keiner vor dem andern zu schämen. Aber auf der Erde wohnen nicht viel Völker, die ganz und gar nackt gehen. Hier um die Mitte vom Leibe haben sie meistentheils etwas vorgebunden, wie eine kleine Schürze, wenn sie auch sonst nichts weiter am Leibe haben. Und wenn ein Neger ohne eine solche Schürze gehen sollte, da würde er sich auch schämen. Die andern Leute würden sich auch schämen, wenn sie ihn sähen, und würden die Augen von ihm wegwenden.

Da sagte Ernst: werden denn die Neger auch roth im Gesichte, wenn sie sich schämen?

Da antwortete der Vater: das Blut steiget ihnen auch ins Gesicht; aber man kann das nicht so gut sehen, wie in unserm Gesichte: denn die Haut siehet bei den Negern schwarz

aus. Aber sie schlagen auch die Augen nieder: denn der liebe Gott hat es so gemacht, daß alle Menschen schamhaft sein sollen.

Aber ich will dir jetzt ein Geschichtchen erzählen von dem kleinen Konrad, der sich nicht schämte. Konrad war noch sehr klein; er war erst ein und ein halbes Jahr alt. Einmal saß die Mutter von dem kleinen Konrad in der Stube. Die Stube war aber sehr aufgeputzt, und es saßen noch viel andere Damen bei der Mutter. Die Mutter hatte Besuch. — Konrad war noch nicht in der Stube gewesen. Er war noch nebenbei in der Kinderstube, und sollte von dem Kindermädchen angeputzt werden. Das Kindermädchen zog aber erst dem kleinen Jungen seine alten Höschen aus, und seine Strümpfchen und sein Hemdchen. Da stand das Knäbchen ganz nackt da; und das machte dem kleinen Jungen viel Freude, und er klatschte mit seinen Händchen auf die Brust, und hüpfte in die Höhe, wie es die Kinderchen machen. Das Kindermädchen ging aber hin an die Kommode, und wollte ein weißes Hemdchen hohlen. Da huschte Konrad fort, und hüpfte hin an die Thür, und stieß daran. Aber

die Thür war nur angelehnt, und sie fuhr auf. Husch! sprang Konrad in das Zimmer, wo die Damen waren, und sprang mitten unter die Damen ganz nackt, und lächelte sie an! Die Damen lachten aber auch. Doch das Kindermädchen kam gleich nachgesprungen. Und die Mutter rief: pfui Konrad! pfui! willst du gleich hinaus! Schämst du dich denn nicht?

Da sprach Ernst: ach! der Konrad hat sich auch gar nicht geschämt!

Ja, erwiederte der Vater, Konrad lachte noch, und schämte sich nicht. Weißt du aber wohl, woher das kam? Konrad hatte noch gar wenig Verstand, und er wusste das gar nicht, was das war, sich schämen! — Aber nunmehr lernte es der kleine Konrad.

Da sprach Ernst: das ist gut, daß es Konrad gelernt hat!

45.

Peter ist unverschämt!

(Fortsetzung des vorigen.)

Der Vater sprach noch zu Ernsten: jetzt will ich dir von einem andern Knaben erzählen, der sich nicht schämte. Der Knabe hieß Peter, und war schon zwölf Jahr alt.

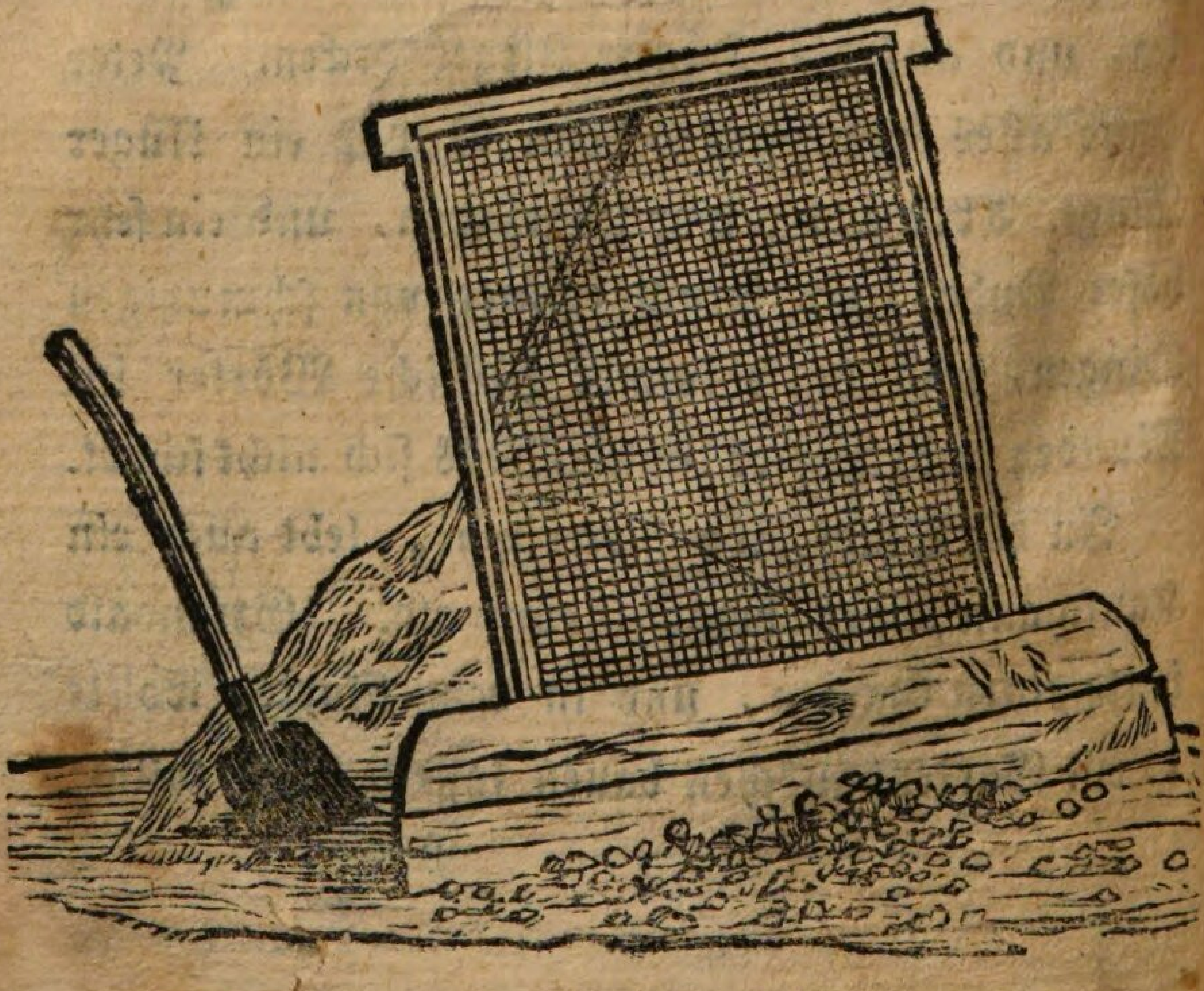
Da ist der Peter wohl schon groß gewesen? fragte Ernst.

Groß war er schon! antwortete der Vater. Aber so groß war er noch nicht, wie ich. — Peter wurde aber ein Maurer, und wollte lernen Häuser bauen, und Stuben mit Kalk weiß mahlen, und auf die Dächer Ziegel decken. Peter lernte alles recht gut: denn es war ein kluger Junge. Aber Peter war ungezogen, und ein sehr böser Bube. Er sprach immer von schmutzigen Dingen, und hatte immer häßliche Wörter im Munde; auch that er immer, was sich nicht schickt.

In der Stadt, wo Peter war, lebt auch ein Kaufmann, der heißt Grünwald. Grünwald hatte einen Garten, und in dem Garten wollte er ein Gartenhäuschen bauen lassen. Da mußte

der Maurer mit seinen Gesellen kommen: denn diese sollten die Mauern aufbauen. Peter kam auch mit! Herr Grünwald ging aber auch mit einem guten Freunde in den Garten, und sahe die Leute arbeiten. Er ließ aber einen Tisch unter einen Baum setzen und zwei Stühle; und auf den Tisch setzte der Bediente eine Bierflasche und zwei Gläser. Dann ließen sich Herr Grünwald und der gute Freund auf die Stühle nieder. Peter stand aber nicht weit davon, und musste Sand sieben.

Wie machte er denn das? fragte Ernst. Der Vater sprach: es war ein hölzerner viereckiger Rahmen da, und über den Rahmen war Draht weggezogen; sieh, ich will dirs mit Bleistift herzeichnen:



Alle die Striche hier herüber und herunter sind Draht. Der Rahmen war aber schief hingestellt, und Peter warf den Sand gegen den Rahmen. Der feine Sand fiel da durch, zwischen den Drähten; aber die Steinchen konnten nicht durchfallen, die rutschten wieder herunter auf die Erde vor dem Siebe.

Da legte aber Peter auf einmal seine Schaufel hin, und ging an den Tisch. Von dem Tische nahm er ein volles Glas Bier, und sagte weiter nichts, als: mich durstet! Und so trank er das Glas aus. — Da sahe Herr Grünwald den Peter groß an, und sagte: du unverschämter Junge!! Aber Peter ging fort, und pfiff!

Sieh, der Peter that etwas vor allen Leuten, was sich gar nicht schickt. Es ist doch sehr ungezogen, wenn man andern das Bier austrinkt, und sie nicht einmal um Erlaubniß bittet; aber Peter that, als ob er es gar nicht wüßte, daß das ungezogen ist. Darum nennte ihn Herr Grünwald unverschämt.

Da sprach Ernst: die Mutter hat auch einmal zu der Magd gesagt: du bist ja unverschämt!

Ja, ja! sprach der Vater: deine Mutter hatte der Magd etwas geschenkt; die Magd wollte aber

noch mehr geschenkt haben, und war gar nicht zufrieden mit dem Geschenke. Sie that auch etwas, was kein guter Mensch thun darf. Ich habe auch einmal einen Menschen unverschämt genennt. Der Mensch war ein Bettler, und kam gerade zu in meine Stube, und hatte gar nicht angepocht. Wenn man zu jemand kommt, muss man erst anpochen. — Doch nun will ich dir noch mehr von dem Peter erzählen.

46. Peter ist schamlos.

(Fortsetzung des vorigen.)

In der Stadt, in welcher Peter wohnte, war ein anderer, sehr reicher Kaufmann. Dieser Kaufmann hieß Albrecht. Herr Albrecht hatte ein großes, schönes Haus, und an dem Hause war ein außerordentlicher großer Garten. Es waren aber in dem Garten viel große Bäume und viel Gänge; und in den Gängen standen Bänke im Schatten. Auch überall blüheten herrliche Blumen. Herr Albrecht wollte aber gern allen Leuten Freu-

de machen; er erlaubte, daß jedermann in seinen Garten gehen, und auf den Bänken sitzen konnte. Wenn nun Sonntag wurde, da gingen die Bürger mit ihren Frauen in den Garten spaziren, und nahmen ihre Kinder auch mit. Aber alle Leute zogen gute und reinliche Kleider an, und wer kein gutes Kleid hatte, der ging nicht in den Garten: denn der schämte sich, daß er unter geputzten Leuten sollte im schlechten Kleide umhergehen.

Aber Peter schämte sich nicht. —

Da fragte Ernst: hatte denn Peter kein schönes Kleid?

Und der Vater antwortete: Peter konnte kein schönes Kleid behalten: denn er war so schmutzig und so liederlich, daß ein gutes Kleid bald aussahe wie ein Bettlerkleid. Doch Peter zog mit Fleiß recht zerrissene Kleider an, wenn er unter die Leute ging; denn er that immer das, was den Leuten nicht gefiel. Aber Peter war auch ganz voll Ungeziefer.

Pfui äk! sagte Ernst.

Ja, sprach der Vater, die Menschen, die gar nicht reinlich sein wollen, werden nun einmal vom Ungeziefer geplagt. Aber die andern

reinlichen Menschen laufen fort vor so einem Schmutzigen, und verachten ihn. — Peter ging nun an einem Sonntage hin in Albrechts Garten. Er hatte zerrissene Hosen an, daß überall das nackte Fleisch vorsahe, und aus den Aermeln in seiner Jacke guckten auch die nackten Ellenbogen vor. Auf seinen Stiefeln lag der weiße Kalk ganz dick. In dem Garten waren sehr viel Menschen: vornehme Herren und Damen, und Bürgersleute. Peter schämte sich aber nicht; er ging mitten unter die Leute, und setzte sich auf eine Bank in die Sonne, und da suchte er das Ungeziefer ab, das auf seinen Kleidern herumkroch. Das Ungeziefer warf er aber auf die Erde. Er wusste recht gut, daß die Leute sich ekelten und fortliefen; aber das machte ihm Freude. Es kam aber bald ein Gartenknecht; den hatte Herr Albrecht abgeschickt: er sollte Petern fortjagen. Der Gartenknecht hatte eine Karbatsche, und rief zu Petern: schamloser Bube! fort mit dir! Und nun karbatschte er den schamlosen Buben so lange, bis er fortlief.

Sieh, mein lieber Ernst, wie schlecht ein Mensch sein kann. Peter machte sich aus der

Schande gar nichts, und das, was ihm Schande machte, that er manchmal recht gern, weil sich die andern Leute vor ihm schämten. So einen schlechten Menschen nennet man **schamlos**.

47.

Peter ist frech.

(Fortsetzung des vorigen.)

Ernst sprach zu seinem Vater: der Peter ist doch ein häßlicher, abscheulicher, tausend Mal abscheulicher Junge gewesen. — Lebt er denn noch?

Ach ja! antwortete der Vater, er lebt noch; aber er ist in dem Zuchthause.

Was ist denn das? ein Zuchthaus? fragte Ernst. — Das ist ein großes Haus, antwortete der Vater. In das Haus sperrt man böse Menschen ein, und giebt ihnen Arbeit. Manchmal bekommen sie auch viel Hiebe mit einer Peitsche, wenn sie erst ins Zuchthaus gebracht werden; und wenn sie nicht fleißig arbeiten, bekommen sie auch Hiebe.

Das ist ein schlimmes Haus! sagte Ernst. Und der Vater sprach: ja wohl, ist es ein schlimmes Haus! Aber wer dahin kommt, — der ist selbst Schuld daran! Warum thun die Menschen böses! Peter ist auch in diesem schlimmen Hause!

Da sagte Ernst: nicht wahr, weil er so schamlos gewesen ist?

Doch der Vater antwortete: nein, deßwegen nicht! Wenn die Menschen schamlos sind, kann man sie wohl bestrafen; aber ins Zuchthaus kommen sie darum nicht! Peter hatte gestohlen.

Gestohlen? sagte Ernst. Wie hat er denn das gemacht?

Da antwortete der Vater: Peter musste einmal in einer Küche den Herd ausbessern: denn es waren ein Par Steine aus dem Herde gefallen. In der Küche lagen zwei silberne Löffel. Die Löffel nahm Peter heimlich weg.

Was wollte er denn mit den Löffeln machen? fragte Ernst.

Der Vater antwortete: Die wollte er verkaufen bei dem Manne, der aus Silber allerlei Sachen macht. So einen Mann nennt

man einen Goldschmid. Aber die Löffel hatten ein Kennzeichen; es war ein Buchstabe in jeden Löffel gestochen. Peter ging erst nach langer Zeit zu einem Goldschmid, und sagte: sein Meister schickte ihn her; er sollte die Löffel verkaufen.

Aber der Goldschmid sprach: wie kommst du denn zu den Löffeln? Dein Meister verkauft keine Löffel! Ich werde die Löffel bei mir behalten; ich weiß schon, wem die Löffel gehören, und ich werde auch mit deinem Meister sprechen. Da erschrak Peter, und ging fort.

Aber der Goldschmid ging gleich zu Peters Meister, und der Meister ging zu der Polizei.

Ach lieber Vater, sprach Ernst, das verstehe ich nicht! Was ist denn die Polizei?

Der Vater antwortete: das sollst du gleich verstehen! Ueberall im Lande wohnen doch Menschen, entweder in Städten, oder in Dörfern, oder in Flecken, oder auch in Häusern, die einzeln dort liegen. Aber unter den vielen Menschen giebt es böse genug, die thun den andern Schaden. Sieh, wie der Peter! der nahm den Leuten die silbernen Löffel. Da sind nun in jeder Stadt, und auch auf den Dör=

fern Männer, die geben Achtung auf die Bürger und Bauern, daß sie einander keinen Schaden thun, und kein Leid einander machen. Wenn aber ein Mensch so etwas böses gethan hat: so strafen die Männer ihn. Nun sieh, diese Männer, welche Achtung geben, daß die Leute ruhig und ordentlich mit einander leben sollen nennt man die Polizei. Verstehst du das nun?

Und Ernst antwortete: ja, das verstehe ich: die Polizei giebt den Menschen Strafe, wenn sie Schaden gethan haben.

Der Vater sprach darauf zu seinem Ernst: der Goldschmid ging hin zu einem Mann, der der oberste von der Polizei war, und Polizeipräsident hieß, und er sagte zu diesem Manne: der Peter hat ein Par Löffel zu mir gebracht; die Löffel hat er gestohlen; ich kenne sie recht gut; sie gehören der Frau Böhmer. Ich habe selbst den Namen von der Frau Böhmer in die Löffel gestochen!

Da ließ gleich der Polizeipräsident einige Polizeidiener fortgehen, und den Peter suchen. Peter hatte sich im Hause versteckt; aber die Polizeidiener fanden ihn doch. Da wurde er

in ein Gefängniß geführt. Aber die Polizei erfuhr noch viel schlechte Streiche von Petern. Peter erzählte sie selbst. Er hatte recht oft schon gestohlen. Da sollte der Spitzbube zur Strafe ins Zuchthaus kommen. Doch vorher wurde er auf den Markt geführt. Auf dem Markte stand aber ein Pfahl, und an dem Pfahle hing eine Kette. An dem Ende der Kette war aber ein eiserner Ring, so groß, daß man ihn um den Hals legen konnte: denn der Ring konnte von einander gemacht werden. An den Pfahl mußte Peter treten, und der Ring an der Kette wurde um seinen Hals gelegt. Das sollte eine große Schande für Petern sein. — So einen Pfahl nennt man aber einen Pranger.

Es kamen sehr viel gemeine Leute und Kinder auf den Markt gelaufen; sie drängten sich um den Pfahl, und sahen Petern an. Auch viel Straßenbuben kamen, und lachten Petern aus, und wollten ihm Schande machen. Es sprachen auch manchmal Erwachsene: da stehet der gottlose Bube! — Da hätte sich Peter schämen sollen.

Ernst sagte aber: Peter hat sich ja nicht geschämt! Da antwortete der Vater: Peter lachte über seine Schande. Er lächelte die Leute an,

und nickte ihnen zu, und warf manchmal Kußhändchen hin zu dem Volke; manchmal steckte er auch die Zunge heraus, und machte große Augen. Auch sagte Peter: es stehet sich hier recht gut! Die Leute kommen her und sehen mich an; ich muss doch den Leuten gefallen! — Peter hätte die Augen niederschlagen, und keinen Menschen ansehen sollen, aber er lachte noch über seine Schande. Das nennen die Menschen frech.

48.

Anton reitet auf Friedrichen.

Der kleine Anton spielte einmal mit Friedrichen. Friedrich war aber ein armer Junge, und bekam immer von Antons Mutter etwas zu essen, oder ein Jäckchen, oder ein anderes Kleidungsstück. Darum that der arme Friedrich alles, was Anton haben wollte. Und als die beiden Kinder jetzt zusammen in dem Sale spielten, sagte Anton: höre Friedrich; ich will einmal auf dir reiten! Und Friedrich bückte sich nieder, und stemmte die Hände auf den Fußboden, und ließ den kleinen Anton auf seinen Rücken steigen. Hernach kroch

er in der Stube herum, wie ein Bär. Das gefiel dem kleinen Anton, und er machte immer mit der Zunge: nk, nk!*) und strampelte mit den Füßen.

Aber der Vater kam in den Sal, und es gefiel ihm die Reiterei gar nicht. Der Vater sprach: Anton, wie kannst du auf dem guten Friedrich reiten!

Doch Anton stieg geschwind von Friedrichen ab. Er wollte sich aber entschuldigen, und sagte: ih, Friedrich hat es gewollt!

Da sprach der Vater: Friedrich läßt sich alles gefallen, was du willst! Du bist Schuld daran! Schon einmal habe ich dir's verbothen, auf andern Knaben zu reiten. Du bist verständig genug, du kannst leicht einsehen, daß ihr beide euch Schaden thun könnt. Jetzt befehle ich dir zum zweiten Male! du sollst nicht auf einem andern Knaben reiten! Verstehst du mich?

Da war Anton still. Aber er wendete sich ganz freundlich zu Friedrichen, und sagte: komm, wir wollen spielen!

Nicht so! sprach der Vater, jetzt ist nicht die

*) Hier bringe einen Zungenschlag hervor.

Zeit zum Spielen! Wenn man ungehorsam gewesen ist, und einen Verweis bekommen hat, darf man nicht thun, als ob man gar nicht daran mehr dächte, und sich nichts draus machte. Wenn du jetzt schon wieder Lust zum Spielen hast, so kann es dir wirklich nicht leid thun, daß du ungehorsam gewesen bist. Hier setze dich auf den Stuhl und denke nach, warum du hier sitzest, und warum du jetzt nicht spielen darfst!

Wenn die Aeltern den Kindern einen Verweis geben, und die Kinder thun, als ob sie sich gar nichts daraus machten, und eben so lustig sein wollen, wie vorher; so ist das sehr schlecht! Ein gutes Kind wird sich betrüben, wenn die Aeltern sich ärgern müssen. Und so ein Kind wird doch nicht gleich wieder ein lustiges Spiel spielen wollen?

Den andern Tag kam Anton aus der Schule. Er ging aber nicht gleich nach Hause. Er lief mit einem wilden, liederlichen Jungen, der Hellmuth hieß, hinaus vor das Thor. Draußen vor dem Thore spielten die beiden Knaben wieder rei=

ten. Anton setzte sich auf den wilden Hellmuth, und Hellmuth fing an zu springen, und that wie ein wildes Pferd. Und Anton flog immer hoch auf dem Rücken in die Höhe, und musste sich an Hellmuths Kragen anhalten, sonst wäre er herabgefallen.

Doch da kam auf einmal ein Lehrer gegangen. Anton erschrak und rief: da kommt ein Lehrer. Hellmuth erschrak auch, und richtete sich geschwind in die Höhe. Da musste wohl Anton von dem Rücken fallen. Anton fiel aber sehr gefährlich. Er hätte sich beinahe den Hals gebrochen. Anton fiel sich den Arm aus. Mit dem ausgefallenen Arme musste Anton nach Hause gehen. Er hatte schreckliche Schmerzen. Der Lehrer ging aber mit ihm. Den wilden Hellmuth nahm der Lehrer auch mit, daß er mit zusehen sollte, was für Schmerzen Anton noch ausstehen müsste, wenn der Wundarzt käme.

Antons Vater erschrak aber auch nicht wenig; und er wurde sehr erzürnt auf seinen ungehorsamen Sohn. Es wurde aber mit aller Schnelligkeit ein geschickter Wundarzt gehohlt. Anton musste sich hinsetzen Es hielten ihn ein Par Männer fest, und ein Par andere Männer zogen sei-

nen Arm so lange, bis der Wundarzt oben den Arm wieder an den Ort gebracht hatte, wo er sein soll! Anton schrie aber ganz schrecklich, daß die Leute auf der Straße stehen blieben. Hellmuth fing aber auch zu weinen an, und schrie: mein armer Anton! ach Gott! mein armer Anton!

Endlich war Antons Arm verbunden! Da sprach der Lehrer zu Hellmuth: jetzt hast du gesehen, daß es eure Aeltern und eure Lehrer mit euch gut meinen, wenn sie euch ein gefährliches Spiel verbiethen. Hättet ihr gehorcht, da würde Anton nicht diese Schmerzen gehabt haben; und ihr könntet euch heute freuen.

Aber der Vater sprach zu seinem Anton: so gehet es, Anton, wenn die Kinder nicht gehorchen, und böses thun! Du hast gedacht, ich könnte es nicht sehen, und hast wieder auf einem Knaben geritten. Aber es hat dieses einer gesehen, der alles weiß, Gott! — und Gott hat dich gestraft!

49.

Erich thut alles aus Versehen.

Zwei Knaben hießen Erich und Alfried. Sie waren aber beide die Söhne von einem Vater; das heißt: sie waren Brüder. Erich war der älteste Bruder, und mochte wohl bald neun Jahr alt sein. Alfried war erst sieben Jahr alt geworden; aber er war doch verständiger als sein Bruder.

Und Erich sagte einmal zu seinem Vater: lieber Vater, lass uns doch einmal heute allein vor das Thor spaziren gehen. Wir wollen uns recht in Acht nehmen, und keinen Schaden thun. Und den Weg wissen wir auch!

Da sprach der Vater: das kann ich wohl nicht erlauben! Du, Erich! siehest dich gar nicht vor, du denkst nicht an das, was du thust; du läufst den Weg fort, und siehst nicht auf den Weg. Wenn ich mit euch spaziren gehe, muß ich auf dich sehen, wie auf ein kleines Kind.

Da antwortete Erich: ach, Vater, das thue ich gar nicht mehr; Ich gehe jetzt ganz artig!

Aber der Vater antwortete: das habe ich noch

nicht gesehen. Aber ich will dir erzählen, was ich schon gesehen habe.

Vor acht Tagen gingen wir hinaus ans Wasser. Da weißt du doch noch! Es stand ein Pfahl in dem Wasser. Auf dem Pfahle wolltest du mit einem Fuße stehen, und es machen wie die Seiltänzer.

Ja, sprach Erich, das thue ich nicht mehr! Ich habe es aus Versehen gethan!

Da antwortete der Vater: sprichst du immer noch, du hast es aus Versehen gethan! Wenn man sich versieht, da thut man etwas unrecht, weil man nicht recht hinsiehet, oder weil man nicht recht Achtung giebt. Du hast ja aber den Pfahl recht gut gesehen, und wolltest ja gerade auf den Pfahl steigen! Doch ich will dir noch mehr erzählen. Hast du nicht vorgestern in der Vorstadt mit Steinen geworfen, und ein Fenster eingeschlagen? Das ist wohl auch aus Versehen geschehen?

Nun, das ist doch aus Versehen geschehen! antwortete Erich. Ich habe ja das Fenster nicht einwerfen wollen.

Da sprach der Vater: das ist doch kein Versehen, wenn man einen Stein aufhebt, und den

Stein durch die Luft wirft. Hast du es aber vergessen, daß du neulich in den Sumpf gefallen bist bis an die Knie, weil du auf die nasse Wiese sprangst, und nicht auf mich hören mochtest?

Da sprach Erich: aber dafür konnte ich ja gar nicht, Vater. Ich habe dich nicht gehört, und habe den Sumpf auch nicht gesehen.

Aber der Vater antwortete: nun, so könnte es dir heute auch gehen! Du könntest auch einen Sumpf nicht sehen, oder du könntest aus Versehen auf einen Baum klettern, und herunter fallen, und aus Versehen das Bein zerbrechen.

Da lächelte Erich, und sagte: Vater, das geht ja nicht an, daß man aus Versehen auf den Baum klettert. Wie kann man denn auch aus Versehen das Bein brechen, wenn man herunter fällt.

Da sprach der Vater: du siehest es selbst ein, daß es recht einfältig ist, wenn die Kinder sagen: sie haben etwas aus Versehen gethan, was man nicht aus Versehen thun kann! — Du bleibst aber heute zu Hause. Alfrieden hingegen erlaube ich, daß er allein gehen kann. Denn wenn du so unvorsichtig bist, wenn ich bei dir bin, wie

unvorsichtig und ausgelassen wirst du erst sein, wenn ich nicht dabei bin. —

50.

Adela's Mutter will geizig werden.

Adela war fünf Jahr alt; sie war klug, fleissig und gehorsam. Der Vater hatte ihr eine kleine, sehr schöne Kommode gekauft. In die Kommode legte Adela alle ihre Spielsachen. Auch ihr Schreibebuch legte sie hinein, und ihre Federbüchse, und ihre Stricknadeln. Das war sehr ordentlich von der kleinen Adela. Aber, aber, Adela hatte einen großen Fehler: wenn sie einmal etwas in ihre Kommode gethan hatte, da wollte sie's niemals wieder herausnehmen. Adela freuete sich nur, wenn ihr Kommodenkasten recht voll war.

Einmal brachte der Vater der kleinen Adela zwei Schachteln mit. In einer Schachtel waren zinnerne Tellerchen und Schüsselchen; in der andern Schachtel waren Kesselchen und Kannen aus Messing. Adela spielte aber nicht lange mit den

schönen Sachen: sie packte alles bald wieder in die Schachteln, und setzte sie in die Kommode. Adela hatte nur Freude daran, wenn die Schachteln in der Kommode waren.

Da sprach aber die Mutter einmal zu Adela'n: höre, mein Töchterchen, wer hat dir denn die schönen Tellerchen geschenkt?

Da antwortete Adela: ih, der Vater hat sie mir mitgebracht!

Und die Mutter fragte wieder: warum hat denn der Vater die schönen Spielsachen dir mitgebracht?

Da antwortete Adela: ja, damit soll ich spielen!

Die Mutter sprach darauf: aber du spielst ja nicht damit!

Ja, antwortete Adela, da gehen die schönen Spielsachen entzwei!

So! erwiederte die Mutter. Müssen denn die Spielsachen entzwei gehen, wenn man mit ihnen spielt? Du darfst sie nicht zerbrechen!

Aber Adela antwortete: ja, die kleine Minna kann sie mir wohl entzwei brechen!

Und die Mutter erwiederte: das weißt du ja noch nicht! — Aber sage mir doch, was

machst du denn mit den zwei Aepfeln in der Kommode? Ich habe sie dir schon vorgestern gegeben!

Da sprach Adela: die Aepfel hebe ich mir auf!

Doch die Mutter sprach: ich habe dir die Aepfel ja zum Essen, und nicht zum Aufheben gegeben! Einen Apfel könntest du essen, und den andern Apfel könntest du deiner Schwester Minna geben.

Es antwortete aber Adela: ja, da habe ich hernach keine Aepfel mehr.

So! so! sprach die Mutter. Aber sie fragte weiter: was wirst du mit den Groschen anfangen, welche dir dein Vater manchmal schenkt?

Adela sagte: die Groschen hebe ich mir auf. Ich habe schon recht viel!

Da sprach die Mutter: ach, die arme Marie ist doch gar zu arm und elend! Sie ist schon so lange krank; sie kann sich gar nichts verdienen. Ich gebe ihr immer etwas zu essen; auch gebe ich ihr Geld. Willst du denn der armen Marie nicht auch ein Par Groschen geben?

Adela antwortete: ja, aber Mutter, da habe ich keine Groschen mehr!

Doch da sprach die Mutter: pfui, schäme dich, Adela! Du bist sehr unartig! Du bist geizig! Wenn die Menschen alles, was sie haben, in den Kasten nur hinlegen, und nichts gebrauchen wollen, und nichts den andern geben, — da nennt man sie geizig. Das sind abscheuliche Menschen! Niemand hat die Geizigen lieb. Gott hat die Geizigen auch nicht lieb!

Adela schwieg still, und sahe die Mutter mit großen Augen an.

Aber die Mutter fuhr fort: wenn ich nun geizig wäre: da bekämst du keine Semmel, keine Aepfel, kein Fleisch zu essen; du bekämst kein Tröpfchen Wein zu trinken: denn der Wein, und das Fleisch, und die Aepfel, und die Semmeln kosten viel Geld. Da behielte ich lieber das Geld in dem Kasten, und gäbe dir trocknes Brot zu essen, und reines Wasser zu trinken: denn das trockne Brot kostet nicht viel, und das Wasser kann man bei dem Brunnen in die Flasche einlaufen lassen. Das kostet gar nichts!

Wenn ich geizig wäre, hätte ich dir kein weiches Bett gekauft: denn das weiche Bett kostet viel Geld. Da behielt ich mein Geld lieber

in dem Kasten. Und dich ließe ich auf Strohe schlafen: denn das Stroh kostet nicht so viel Geld.

Ach, auf Strohe schlafen! Das ist ja wohl hart das Stroh? sagte Adela.

Und die Mutter sprach: ja, ja, auf dem harten Strohe ließ ich dich schlafen, wenn ich geizig wäre. Da kaufte ich dir auch keine schönen Kleider, und keine bunten Schuhe, und keine seidenen Hüte: denn die schönen Sachen kosten viel Geld. Aber aus Geiz möchte ich nicht viel Geld ausgeben. Da müsstest du ein grobes Kleid anziehen, und Schuhe bekämst du aus starkem, groben Leder von einer Kuhhaut: denn solche Sachen sind wohlfeil.

Da sprach Adela: pfui, solche hässliche Schuhe! Doch die Mutter sagte noch: wenn ich geizig wäre, da bekämst du doch solche schwere Schuhe, wie die Soldaten haben. Ich kaufte dir auch keine schönen Bilderbücher und Spielsachen. Denn die Spielsachen und die Bücher kosten auch Geld. Da dürftest du nicht spielen. Da müsstest du Strümpfe stricken, daß dir die Finger wehe thäten. Und die Strümpfe verkaufte ich, und legte das Geld in den Kasten.

Da seufzete Adela; und sie sagte: dürfte ich denn gar nicht spielen, auch nicht mit meiner Puppe?

Und die Mutter sprach: eine Puppe hättest du gar nicht! denn eine Puppe kostet Geld; und Geld möchte ich nicht ausgeben, wenn ich geizig wäre. Du müßtest den ganzen Tag strikken, und des Abends spinnen. Da würden dir die Finger recht wehe thun!

Wenn aber dein Vater geizig wäre, da gäbe er dir keine Groschen. Da behielte dein Vater die Groschen lieber selbst, und legte sie in seinen Geldkasten, wie du es mit deinen Groschen machst. — Wenn dein Vater geizig wäre, kaufte er nicht viel Holz: denn das Holz kostet viel Geld; und viel Licht kaufte er auch nicht. Da müßten wir im Winter frieren, und des Abends im Finstern sitzen, oder wir müßten ein Lämpchen anzünden.

Ein Lämpchen stinkt ja, Mutter! sagte Adela. Da sprach die Mutter: wenn dein Vater geizig wäre, da müßten wir doch ein Lämpchen anzünden. Jetzt brennen Wachslichte in unserm Zimmer.

Aber wenn du geizig sein willst, Adela, da

will ich auch geizig werden. Da will ich mein Geld in die Kommode legen, und will keine Semmel mehr kaufen: denn sonst muss ich ja das Geld aus der Kommode nehmen; da habe ich keine Groschen mehr! Da magst du immer hungern. Du musst auch in schlechten Kleidern gehen, und auf Strohe schlafen: denn die schönen Kleider und Betten verkaufe ich, und lege das Geld in die Kommode. Ja, ja, es wird recht gut sein; ich will nun auch gewiss recht geizig werden!

Da legte sich Adela an die Mutter, und wollte weinen, und sagte: ach Mutter, liebe Mutter, werde nicht geizig!

Die Mutter antwortete: wenn du nicht mehr geizig sein willst: so will ich auch nicht geizig werden!

Und Adela sprach: ach Mutter, ich verspreche dirs, ich will nicht geizig sein!

Adela schwieg, und blieb lange still. Es war, als wollte sich das kleine Mädchen besinnen. Endlich ging sie hin an die Kommode, und zog den Kasten auf. Aus dem Kasten nahm sie einen Apfel, und gab ihn der kleinen Minna, und sagte: da iss! — Minna biss den Apfel gleich an.

Darauf packte Adela ihre Spielsachen aus, und sprach zu der kleinen Minna: komm liebe Schwester, wir wollen mit meinen schönen Sachen spielen; aber du darfst sie nicht zerbrechen!

Und die kleine Minna antwortete: nein, nein! das ist recht garstig, wenn die unartigen Kinder die schönen Spielsachen zerbrechen!

Jetzt spielten die beiden Kinder. Aber die Schwester Adela aß ihren Apfel nicht; sie ließ ihn in der Kommode liegen. Da ging die Mutter an die kleine Kommode, zog den Kasten auf und nahm den Apfel heraus. Dann schnitt sie den Apfel entzwei, und gab die Stückchen ihrer Adela. Dabei sprach die Mutter: da, iss den Apfel! Der liebe Gott hat ihn wachsen lassen, daß wir ihn essen sollen! Der Apfel schmeckte dem kleinen Mädchen recht gut. — Den' Geizigen, mein Kind, schmeckts auch so gut wie uns; aber sie wollen nur nichts gutes essen, weil das gute Essen Geld kostet.

Die Kinderchen hatten endlich lange genug gespielt; da hörten sie endlich auf. Minna hatte nichts zerbrochen. Adela legte alles wieder in die Schachteln, und setzte die Schachteln in den Kommodenkasten.

Nunmehr war wohl Adela nicht mehr geizig? — Ach, den andern Tag hatte Adela schon wieder alles vergessen, was sie der Mutter versprochen hatte. Doch die Mutter erinnerte sie recht oft daran, daß die geizigen Kinder häßliche Kinder wären, und dem lieben Gott nicht gefielen. Da hörte Adela endlich ganz auf, geizig zu sein.

51.

Der Hamster.

(Zugabe zum Vorigen!)

Die Mutter sprach aber noch zur Adela: wenn die Menschen geizig sind, und wenn sie alles, was sie können, zusammentragen und hinlegen, wenn sie aber doch von ihren vielen Sachen einem andern etwas geben, da werden sie manchmal Hamster genennet. Von dem Hamster muss ich dir doch etwas erzählen.

Da fragte Adela: was ist denn das, ein Hamster?

Und die Mutter sprach: das will ich dir ja eben erklären. Der Hamster ist ein Thier. Aber

es giebt viele Thiere, Pferde, Fische, Vögel, Mücken, Frösche, Würmer und Schnecken; da musst du dir wohl merken, daß der Hamster ein Thier mit vier Füßen ist. Er wird so groß wie— wie eine junge Katze, die schon auf den Dächern herum klettert. Aber er hat kurze Füße, die nach dem Bauche schwarz aussehen. Die Farbe von seinem Leibe ist aber braun. Das Schwänzchen ist kurz, und sein Kopf ist so ziemlich dick. Dieser kleine Dickkopf hat aber scharfe, scharfe Zähne; mit den Zähnen kann er tüchtig beißen. An beiden Seiten hier am Maule hat der liebe Gott dem Hamster ein Säckchen aus Haut wachsen lassen, das nennt man die Backentasche. — Nun höre, wozu der Hamster die Backentasche hat. — Wenn er auf das Feld läuft und sich zu fressen sucht, da frisst er sich erst satt. Hernach stopft er aber auch seine Backentaschen ganz voll mit seinen Pfötchen.

Da fragte Adela: was stopft er denn hinein? Die Mutter sprach: was auf dem Felde wächst: Getreidekörner, Hanfkörner, Rüben, Erdäpfel, auch abgefallenes Obst. Das alles trägt er in seine Wohnung. Die Wohnung hat er sich aber tief, tief in die Erde gegraben, und unten in

der Erde hat er viel runde Kämmerchen gemacht. In die Kämmerchen schüttet er nun alles, was er in den Backentaschen trägt. Da streicht er mit seinen Pfötchen an den Backentaschen so hin, *) und es kommt alles wieder aus dem Munde. Darum nennt man nun die Menschen, die alles zusammentragen und zusammenkrabsen — Hamster. — Aber der liebe Gott hat es so haben wollen, daß der Hamster in seine Wohnung allerlei Speisen trägt. Denn wenn es draußen kalt wird und der Winter kommt, da hätte der Hamster nichts mehr zu fressen, wenn nicht unten in seiner Wohnung schon etwas läge.

Da fragte Adela: erfriert denn der Hamster nicht? Und die Mutter sprach: da unten in der Erde ist es nicht so kalt. Der Hamster stopft auch die Löcher zu, die in seine Wohnung gehen. Aber er schläft auch bald unten ein, und wird ganz kalt am Leibe, und liegt dort wie todt. Und so bleibt er liegen lange, lange, bis der Winter wieder vorbei ist. — Wenn nun der Frühling kommt, und die Gräser wieder

---

*) Mutter, hier streiche mit den Händen über die Wangen hinweg nach dem Munde zu!

wachsen, und die Bäume grüne Knospen bekommen, da wacht der Hamster wieder auf. Aber es ist noch nichts für den Hamster auf der Erde gewachsen. Doch braucht er nicht zu hungern: denn unten in seiner Wohnung hat er noch allerlei Speise von dem vorigen Sommer. Was man sich aber zusammengetragen hat und aufhebt, das nennet man Vorrath. Der Hamster hat auch noch Vorrath.

Doch das ist etwas sehr häſsliches von dem Hamster, daß er keinem andern etwas von seinem Vorrathe giebt. Er leidet keinen andern Hamster bei sich; auch sein Weibchen jagt er fort, und beißt es manchmal todt, wenn es sich bei ihm satt essen will.

Da sprach Adela: ach, das ist ein häſsliches Thier! Ja, antwortete die Mutter, die Hamster machen es alle so. Das Weibchen gräbt sich auch eine Wohnung, und trägt sich auch in den Backentaschen Nahrung ein. Und wenn es Junge bekommt, da leidet es die Jungen nicht lange bei sich. Wenn die armen Schelme drei Wochen alt sind, müssen sie fort, und müssen sich selbst etwas zu fressen suchen. Und wenn die Jungen einmal wieder zu ihrer Mutter kom-

men; da fährt ihre Mutter ganz wüthend auf die armen Thierchen los, und beißt sie gar fürchterlich. Da müssen die Jungen fortlaufen!

Ach wie hässlich! rief Adela. Und die Mutter sprach: noch hässlicher sind die geizigen Menschen. Die haben Verstand, und wissen recht gut, daß Gott den Geizigen nicht liebt; aber sie geben doch keinem armen Menschen etwas. Die andern Leute nennen so einen Geizigen deßwegen einen Hamster. Und die Mutter sprach noch: da ist mir doch der Haushahn lieber. Der gute Hahn frisst kein Körnchen für sich: wenn er etwas gutes gefunden hat, da ruft er seine Hühner zusammen, und wirft es ihnen mit dem Schnabel hin. Auch die liebe Gluckhenne ruft ihre Jungen, wenn sie Körnchen findet, und läßt die Jungen fressen.

52.

Der kleine Karl will sparen.

Einmal saß Herr Werner an seinem Schreibschranke. Er hatte ein Säckchen vor sich stehen, und in dem Säckchen war viel Geld. Das

Geld nahm Herr Werner aus dem Säckchen, und zählte es auf den Tisch. Und wenn er recht viel Geld hingezählt hatte, strich er dasselbe wieder zusammen, und rollte es in ein Papier ein. Der kleine Karl stand auch an dem Schreibtische, und sahe dem Vater lange zu. Endlich fragte Karl: Vater, ist das viele Geld dein?

Ja wohl! antwortete der Vater.

Da sprach Karl weiter: das willst du wohl alles weggeben, und willst Spielsachen kaufen?

Nein! antwortete der Vater. Das Geld will ich hier in den Kasten legen, und aufheben!

Da sprach Karl: lieber Vater, du bist ja geizig!

Aber der Vater lächelte, und sagte: ich bin nicht geizig. Wenn ich das Geld nicht wieder aus dem Kasten nehmen wollte, da wäre ich wohl geizig. Ich will ja auch das Geld ausgeben, nur nicht auf ein Mal. Ich will das Geld sparen.

Sparen? fragte Karl. Vater, das verstehe ich nicht!

Und der Vater antwortete: das will ich dir wohl erklären. Gieb nur recht Achtung! Wenn ich nun heute das Geld alles weggäbe, und dafür

eine ganze Stube voll Spielsachen kaufte, und einen ganzen Schrank voll schöner Kleider — da hätte ich kein Geld mehr. Aber morgen kommt auch ein Tag! Wie würde es nun morgen aussehen und übermorgen? Da wollen wir auch essen und trinken, da wollen wir auch des Abends ein Licht anzünden, und Holz in den Ofen legen, wenn es kalt ist. Da wäre es nun schlimm; ich hätte kein Geld mehr; da könnte ich kein Brot kaufen, und kein Fleisch, und kein Bier, und und kein Licht, und kein Holz. Da müßtest du hungern und dursten, und im Finstern sitzen und frieren. — Ich mache das Ding aber viel klüger. Ich kaufe heute nur, was wir brauchen, und gebe nicht so viel Geld aus; das übrige Geld hebe ich aber auf, und kann alle Tage etwas davon wegnehmen. Dann kaufe ich jeden Tag, was wir nöthig haben.

Sieh, das nennen die Menschen nun sparen, wenn man das Geld nicht auf ein Mal ausgiebt, und wenn man eine Speise nicht auf ein Mal aufisst, wenn man auch etwas aufhebt, daß den andern Tag auch noch etwas davon da ist.

Da sprach Karl: nun verstehe ich's; ich will auch sparen!

Aber der Vater lächelte und sprach: ich möchte doch sehen, wie du das anfangen wolltest.

Und Karl antwortete: das sollst du schon sehen, Vater.

Doch der Vater sprach: heute Abend will ich noch sparen. Das sollst du sehen.

Karl ging fort, und spielte. Es war aber die Zeit, wo viel Leute bald Kaffe trinken. Karls Mutter brachte auch Tassen; die Köchinn brachte bald darauf die Kaffekanne und die Milchkanne. Karl bekam eine Tasse Milch und eine Semmel. Der kleine Knabe trank die Milch; die Semmel brockte er aber nicht ein; er hob sie auf. Als er die Milch getrunken hatte, lief er mit der Semmel hin zu seinem Vater. Und Karl zeigte dem Vater die Semmel, und sagte: siehst du, da habe ich gespart!

Wie hast du denn das gemacht? fragte ihn der Vater.

Da antwortete Karl: ich habe meine Semmel in die Milch nicht gebrockt. Die will ich morgen früh essen!

Nicht wahr? sprach der Vater, da braucht die Mutter morgen früh keine Semmel zu kaufen?

Ja! antwortete Karl. Da behält sie ihr Geld! Und der Vater sprach weiter: du hast wirklich gespart! Aber bist du denn auch satt?

Ih nun, antwortete Karl, ich äße die Semmel gern noch!

Ja, erwiederte der Vater, satt muss man sich essen! Wer sparen will, und sich darum nicht satt isst, der ist auch geizig. Iss deine Semmel!

Karl aß seine Semmel. Es that ihm aber leid, daß er nicht sparen sollte.

Es wurde bald darauf Abend. Da brannten auf dem Schreibtische des Vaters zwei Lichte: denn der Vater schrieb. Karl saß aber an einem andern Tische, und baute ein Häuschen aus Kartenblättern. Der Tisch stand aber nahe bei den Lichten, da konnte Karl sehen. Doch der Vater hörte bald auf, zu schreiben. Da sagte er zu Karln: jetzt schreibe ich nicht mehr, jetzt können wir ein Licht auslöschen: denn die Stube ist doch hell genug, wenn nur ein Licht brennt. Das brennende Licht will ich aber auf deinen Tisch setzen, da kannst du gut sehen.

Da sagte Karl; ei, Vater, lass mich das

Licht auslöschen! Lass mich das Licht auf meinen Tisch setzen! — Das erlaubte der Vater seinem kleinen Karl. Und Karl löschte das eine Licht mit der Lichtscheere aus; das andere trug er auf seinen Tisch. Es war aber noch hell genug in der Stube.

Da sprach der Vater: sieh, lieber Karl, jetzt sind wir sparsam; aber wir sind nicht geizig. Es ist gar nicht nöthig, daß jetzt zwei Lichte verbrennen. Wenn die Nacht kommt, und wenn ich zu Bette gehe, da ist dieses Licht hier ganz klein geworden: es ist herunter gebrannt bis an den Leuchter: aber das andere da ist noch übrig. Das können wir morgen Abend anzünden; da brauchen wir kein neues zu kaufen, und behalten unser Geld. So muss man sparen!

Karl baute nun wieder Kartenhäuschen! Darauf wurde der Tisch gedeckt. Es wurde Abendbrot gegessen. Karl ließ sich alles gut schmecken, was ihm die Mutter auf den Teller gab. Als er aber satt war, wurde er schläfrig. Da ging er zu Bette.

Am andern Morgen stand er wieder munter und freundlich auf, und zog sich selbst seine

Kleider an, und wusch sich auch selbst das Gesichtchen und die Händchen ab. Die Mutter kämmte ihm nur die Hare. — Karl setzte sich darauf an den Tisch, und trank seine Milch. Die Mutter hatte ihm auch Zucker hingelegt, den sollte er in die Milch werfen. Aber Karl that es nicht. Er trank die Milch ohne Zucker.

Dann nahm er die drei Stückchen Zucker in sein Händchen, und rutschte vom Stuhle. Zu seinem Vater lief er, und rief: siehst du wohl, das habe ich gespart! Und er legte voll Freude den Zucker seinem Vater hin auf den Schreibtisch.

Ich bin auch satt geworden an der Milch und an dem Zwiebacke! sagte Karl. Die Milch hat auch gut geschmackt. Nun braucht die Mutter keinen Zucker für mich zu kaufen!

Da lobte der Vater den kleinen Karl!

53.

Siegismund erspart seinen Aeltern nichts.

Herr Werner sagte aber noch zu seinem lieben Karl: ich will dir von einem Knaben erzählen, der seinen Aeltern nichts ersparte: das war der kleine Siegismund. Dieser kleine Siegismund hatte genug zu essen und zu trinken: denn seine Mutter ließ ihre Kinder nicht hungern. Auch machte die Mutter den Kindern gern die Freude, und gab ihnen etwas gutes zu essen! Nicht wahr, das macht dir auch Freude, wenn du etwas gutes zu essen bekommst?

Ach ja! sagte Karl: Braten und Karpfen und Kuchen und Pflaumenmuß, nk!*) das schmeckt gut!

Und der Vater erzählte weiter: Siegismund hatte niemals genug. Wenn die Mutter auf sein Brot Butter geschmiert hatte, da war sie ihm immer nicht dick genug aufgeschmiert. Da blieb er nun einmal bei dem Tische stehen, und

---

*) Zungenschlag!

wartete, bis sich die Mutter wegwendete. Die Mutter ging auch fort. Wips! da hatte Siegismund geschwind ein Stück von der Butter abgeschnitten. Das Stück Butter drückte er hernach geschwind mit den Fingern auf sein Brot.

Pfui, sagte Karl, mit den Fingern! Warum hat er denn nicht das Messer genommen?

Da antwortete der Vater: die Mutter sollte ja nichts bemerken; da wollte Siegismund das Messer nicht lange in der Hand haben. Er kehrte auch sein Brot um, daß die Mutter die Butter nicht sehen sollte.

Aber da bemerkte die Mutter gerade, daß Siegismund wohl etwas unrechtes gethan hätte, und sie nahm ihrem Sohne das Butterbrot aus der Hand. Darauf sagte die Mutter: du böses Kind! die Butter ist so theuer! Dein Vater muss so viel Geld dafür hingeben; und es wird deinem Vater so sauer, das Geld zu verdienen!

Da sprach Karl: ach, der arme Vater! — Wird es dir denn auch sauer? Du hast ja einen ganzen Sack voll Geld!

Der Vater antwortete: das Geld giebt mir der König, daß ich leben kann, und daß ich auch für dich und für deine Geschwister alles

kaufen kann; aber ich muß auch dafür arbeiten. Ich sitze den ganzen Tag hier an meinem Schreibschranke und schreibe. — Doch ich will dir noch mehr von dem Siegismund erzählen, der seinen Aeltern nichts ersparte. — Er naschte immer der Mutter Zucker weg! Dann war kein Zucker mehr da, und die Mutter musste wieder Geld ausgeben.

Das ist ein recht unartiger Junge! sagte Karl. Ist denn das wahr?

Da sprach der Vater: mein lieber Karl, das ist alles wahr! Es machen das aber auch noch viel Kinder so. Siegismund ist nicht der einzige, der Zucker wegnascht. — Wenn aber Siegismund an den Schreibtisch seines Vaters des Abends kam, und er sahe Siegellack dort liegen, da nahm er heimlich das Siegellack und hielt es ans Licht. Am Lichte zerfloss das Siegellack. Da ließ es der unartige Knabe auf Papier klecken und schmierte das Papier ganz voll. Da hatte der Vater nicht viel Siegellack mehr, und musste neues kaufen.

Hat es denn der Vater dem Siegismund nicht verbothen? fragte Karl.

Ach Gott! sprach der Vater, viel Mal hatte

es der Vater verbothen. Aber Siegismund that's doch wieder! Dieser Knabe ging auch in die Schule. In der Schule sollte er verständiger werden; aber er wurde immer wilder: denn er balgte sich immer mit andern Schülern und das Balgen gefiel ihm.

Da kam er einmal nach Hause geschlichen. Seine schöne, neue Jacke war vorn ganz von einander gerissen. Siegismund wurde dafür gestraft; aber der Vater musste doch wieder Geld ausgeben, und eine neue Jacke kaufen. —

Nun, sagte Karl; ich will gewiss nicht meine Jacke zerreißen.

Und der Vater sprach: wenn du deine Kleider schonest, da ersparest du deinen Aeltern Geld. Siegismund schonte aber seine Kleider nicht: er rutschte mit den Knien auf den Bänken herum, und ritt immer auf dem Treppengeländer. Da zerrissen seine Hosen bald. Er rieb sich an der Wand hin; da rieb er den Rücken von seiner Jacke entzwei. In die Hüte bohrte er Löcher mit den Fingern, oder er warf auch den Hut in die Höhe wie einen Ball. Auch zerrte er mit den Zähnen an seiner Halskrause. Da waren in der Halskrause immer Lö-

cher. Mit den Stiefeln schlürfte er auf der Straße und in der Stube; und in jeder Pfütze patschte er herum. Da waren die Stiefel immerfort nass. Das Leder reisst aber bald entzwei, wenn es nass ist!

Die Aeltern wollten aber den Siegismund nicht schmutzig und zerrissen hinausgehen lassen auf die Straße. Da mussten sie immerfort Geld ausgeben, und bald den Schneider bezahlen, bald den Schuhmacher, bald den Hutmacher!

Endlich sprach aber der Vater: Siegismund, ich kann es nun nicht mehr aushalten. Du ersparest deinen Aeltern gar kein Geld, und zerreißest alles gleich. Jetzt will ich dir wieder neue Kleider machen lassen; aber ich lasse dir auch ein Kleid aus grober Leinwand machen, woraus man Säcke nähet. Wenn du dein gutes Kleid bald zerreißest oder beschmutzest: so musst du das Kleid aus Sackleinwand anziehen.

Aber Siegismund dachte, der Vater spaßte nur! Da fragte Karl: hat denn der Vater so ein Kleid machen lassen?

Ja wohl! erwiederte Herr Werner. Der Schneider verfertigte ein Jäckchen und Höschen aus schönem Tuche; aber er musste auch gerade

so ein Jäckchen und solche Höschen aus Sackleinwand machen. Der Schuhmacher musste aber ein Par Stiefel aus recht starkem Rindsleder machen.

Und als alles fertig war, zog Siegismund die schönen Kleider an. Sein Vater zeigte ihm aber das Strafkleid, und sagte: Siegismund, nimm dich nun in Acht! Sieh, das Kleid musst du anziehen, und diese schweren Stiefel, wenn du dein neues Kleid aus Muthwillen verderbt hast.

Karl sagte: da wird sich wohl Siegismund in Acht genommen haben!

Aber der Vater antwortete: er hat sich gar nicht in Acht genommen! Er kam zu Mittage aus der Schule wieder nach Hause, und — trat immer mit dem Rücken an die Wand. — Da sprach die Mutter: Siegismund, Siegismund! du willst gewiß deinen Rücken nicht sehen lassen! Und die Mutter ging hin, und kehrte das liebe Söhnchen halb um. Da sahe sie einen großen Fleck auf dem Rücken.

Nun, sagte Karl, das ist doch schlecht von Siegismund! das schöne, neue Kleid!

Ja, sprach der Vater, es war schlecht von dem Knaben! In der Schule hatte ein Knabe

faule Aepfel mitgebracht, und mit den faulen Aepfeln hatten sich die Jungen hernach auf der Straße geworfen. Da war ein fauler Apfel auf Siegismunds Rücken geflogen. — Nun musste aber der Knabe seine Kleider ausziehen, und die Kleider aus Sackleinwand wurden gebracht. Siegismund wollte die Strafkleider nicht anziehen. Er bat den Vater, ach! so sehr! Aber der Vater sprach: hier hilft kein Bitten! du hast gewusst, daß es so kommen würde. —

Da musste Siegismund die groben Kleider anziehen.

Er mochte aber nicht damit in die Schule gehen, und er lief immer wieder von der Hausthür zurück, und bat den Vater. — Da sprach endlich der Vater: du siehest wohl, daß es mein Ernst ist, daß du so angekleidet gehen sollst. Ich will aber heute gütig sein, und dir die andern Kleider anziehen lassen! Aber verstehst du wohl? wenn du wieder so nach Hause kommst, wie heute Mittag: dann hilft alles nichts: dann musst du die Strafkleider immerfort behalten!

Nunmehr nahm sich Siegismund in Acht.

So können die Kinder den Aeltern Geld ersparen. Schont eure Kleider, und verderbt nichts Nützliches, wenn ihr nur spielen wollt!

54.

Der Zuckerhahn.

Adelheid und Natalie waren zwei Schwestern. Sie waren nicht alt; aber es waren kluge und artige Kinder.

Zu Weihnachten hatten sie ein Tannenbäumchen mit viel Lichtern bekommen. An dem Bäumchen hingen Nüsse und Aepfel, und die Nüsse glänzten wie Gold. Auch hingen recht schöne, Zuckerpüppchen an dem Bäumchen. Da freueten sich die Kinder recht über die Zuckerpüppchen, und sahen immer an das Bäumchen, und wollten die Zuckerpüppchen haben. Adelheid wollte aber die Püppchen nur in der Hand tragen, und hernach aufheben; aber Natalie wollte sie essen.

Doch die Mutter trat an den Baum, und band zwei Zuckerpüppchen ab. Eine gab sie der Adelheid, eine der Natalie. Aber sie sagte: Kin=

der, ihr dürft jetzt die Püppchen nicht essen. Zu viel Zucker ist euch nicht gesund! —

Natalie hüpfte mit ihrem Püppchen in der Stube umher, und hielt die Hand in die Höhe, und freuete sich sehr. Aber es dauerte nicht lange, da biss sie, knaps! der schönen Puppe den Kopf ab. Und der rothe Kopf schmeckte Natalien recht gut. Da bekam sie Lust, die ganze Puppe hinunter in den Magen zu schikken, und sie that es auch. (Du weißt ja wohl, wie Natalie das gemacht hat?)

Adelheid hob aber ihre Puppe auf in einem ganz kleinen, niedlichen Kasten, der aus Pappe gemacht war.

Am andern Tage konnte Adelheid mit ihrer Puppe noch spielen; Natalie aber — hatte nichts! Da schielte das kleine Mädchen wieder hinan an das Bäumchen, und die Aeugelchen richteten sich auf einen großen Hahn; der Hahn war auch aus Zucker. Aber der schöne Zuckerhahn flog nicht herunter zur kleinen Natalie. Sie ging hin zu der Mutter, und sagte: liebe Mutter! sei so gut, gieb mir den Hahn!

Und die Mutter war so gut, und band den Zuckerhahn von dem Bäumchen ab, und gab

ihn der kleinen Natalie zum Spielen. Aber sie sagte noch: iss ihn nicht, wie du gestern den Mann aufgeschnurpt hast!

Der kleinen Adelheid gab die Mutter auch ein Männchen aus Zucker. Adelheid freuete sich, daß sie nunmehr zwei Zuckerpüppchen in ihrem Kästchen hatte.

Natalie hatte aber wieder große Lust, den Zuckerhahn aufzuzehren. Und sie hielt den Hahn immer an den Mund, und lächelte die Mutter an, und fragte: Mutter, ja? Mutter, ja? — Die Mutter antwortete nichts.

Da sprach Natalie: Mutter, sage nur ein Wort! Nicke nur mit dem Kopfe! Da will ich hernach gleich den Zuckerhahn aufessen.

Da lachte die Mutter, und sprach: das glaube ich dir wohl! Aber ich will nicht haben, daß du den Zuckerhahn aufessen sollst.

Natalie sprach aber: ach, mich hungert doch gar zu sehr!

Da antwortete die Mutter: ich will dir ein Stück Brot geben! Die Kinder müssen sich gewöhnen, daß sie nicht gleich alles aufessen wollen was sie haben. Die Kinder dürfen aber auch nicht sprechen: mich hungert, wenn sie nur Lust zu

naschen haben. — Natalie sahe betrübt ihren Zuckerhahn an.

Adelheid sprach aber auch ein Wörtchen zu Natalien; sie sagte: Natalie, du bist ein Naschkätzchen, du kleines, liebes Thierchen! Hebe doch deinen Zuckerhahn auf. Er ist so hübsch! Siehst du wohl, ich habe meine Männchen noch, und trage sie immer in meinem Kästchen herum.

Da sprach die Mutter: Natalie will aber den Zuckerhahn im Magen herumtragen!

Und Natalie antwortete: im Magen ist's doch besser! — Und, schnapps! hatte sie dem Hahne den Kopf abgebissen!

Seid nicht wie Natalie. Ihr müsst euch gewöhnen, auch etwas aufheben zu können.

55.

Die Handwerkszeichen!

Es ging einmal ein Vater mit seinen Kindern spaziren. Es waren drei Kinder. Das älteste Kind war ein Knabe mit schönen, rothen Backen, und blauen Augen, und blonden Haren. Er

hieß Karl. Das zweite Kind war ein Mädchen, und hieß Rosalie. — Rosalie klingt bald wie Rose, und das Mädchen war auch schön, wie eine Rose. Die Rosen hat man gern im Zimmer und in der Hand; die kleine Rosalie hatten die Leute auch gern im Zimmer, und führten sie auch gern bei der Hand: denn Rosalie war so freundlich und so artig. — Das dritte Kind war auch ein Knabe. Er hieß Eduard, und war erst fünf Jahr alt. Eduard hatte ein liebliches, freundliches Gesicht, und war sehr munter. Seine Geschwister hatte er aber recht lieb.

Rosalie war zwei Jahr älter als Eduard; Karl war aber ein Jahr älter als Rosalie. Wie alt waren nun Karl und Rosalie?

Als die Kinder aus der Hausthür sprangen, und auf die Straße kamen, führten sie sich an der Hand, und gingen vor dem Vater her, und fragten immer den Vater: wo gehen wir nun hin?

Und der Vater sagte es ihnen, ob sie gerade aus gehen sollten, oder in eine andere Straße zur Seite.

So gingen die Kinder recht artig fort. Sie besahen aber die Häuser, und die Sachen, die an den Häusern zu sehen waren. Es hing aber an

einem Hause ein großer Stiefel aus Holz. Er war an einer Stange aus Eisen fest gemacht, und die Stange stak wieder fest in der Mauer. So eine Stange nennt man einen Arm.

Da sprach Karl zu dem kleinen Eduard: weißt du wohl, was der Stiefel zu bedeuten hat?

Und Eduard antwortete: o ja, da wohnt ein Schuhmacher!

Rosalie sprach aber: ei, sieh doch, was für ein kluges Kind du bist, Eduard! Ich will dich doch auch was fragen! — Und Rosalie zeigte hinüber an ein Haus, das hatte ein großes Thor, und über dem Thore war eine Gans aus Stein gehauen. Da sprach Rosalie weiter: was bedeutet denn diese Gans? Hier wohnt wohl ein Mann, der macht Gänse?

Eduard lachte aber, und sprach: ich bin nicht so dumm, wie du denkst! Gänse kommen aus den Gänseeiern. Gänse kann kein Mensch machen!

O ja, sagte Rosalie, der Mann, der die Gans da aus Stein gehauen hat, der hat doch eine Gans gemacht.

Da sprach Eduard: ja; aber sie lebt nicht.

Und Karl fragte: sage doch Eduard, was bedeutet denn die Gans?

Eduard antwortete: das weiß ich nicht! Aber Rosalie erwiederte: hier ist ein Gasthof; da wohnen die Fremden, die in die Stadt kommen, und können da essen und trinken. Aber sie müssen alles bezahlen. Und jeder Gasthof hat so ein Zeichen. Da kann man den Gasthof erkennen: denn es sind noch viele Gasthöfe in der Stadt. Da sprechen nun die Leute: der Fremde wohnt in der Gans. Und Karl sagte noch: wenn ein Fremder gefahren kommt, da fragt ihn der Postillon: wo soll ich sie hinfahren? Da spricht der Fremde: ich will in der Gans einkehren. Er kann aber auch sagen: ich will im rothen Löwen wohnen, oder im schwarzen Adler, oder im Hechte, oder in der goldenen Kanne oder in der hellen Flamme. Denn solche Namen haben die Gasthöfe hier in der Stadt.

Nun weiß ichs auch! sagte Eduard. — Es war aber jetzt neben den Kindern ein Kaufmannsladen. Da sprach Eduard: wollt ihr wissen, wer hier wohnt?

Nun, wer wohnt denn hier? fragte Rosalie — Ein Kaufmann! antwortete Eduard.

Da lachten die Kinder, und sagten: das wissen wir auch: denn der Kaufmannsladen ist ja groß und breit da vor unsern Augen. Aber wir wollen wissen, wie der Kaufmann heißt?

Da antwortete Eduard: ja, das weiß ich nicht! Aber Karl sprach: sieh, das kann ich wissen. Denn ich kann lesen, was hier geschrieben steht. Das kannst du, kleiner Hosenmann, nicht! Der Kaufmann hat seinen Namen auf das schwarze Bret über der Thür schreiben lassen. Er heißt: Johann Peter Gries.

Darauf fragte Rosalie: aber, sage mir Eduard, wer wohnt denn hier, wo der Teller angenagelt ist? Es war aber an einen Fensterladen ein zinnerner Teller angenagelt, und der Nagel ging mitten durch den Teller.

Und Eduard antwort'te: da wohnt ein Tellermacher!

Aber die Geschwister lachten wieder, und Rosalie sprach: es giebt keinen Handwerksmann, der ein Tellermacher heißt. Hier wohnt ein Zinngießer, der macht Schüsseln, Teller und Kannen aus Zinn.

Nicht weit davon hing ein großes hölzernes Buch an einem Arme. Da sprach Karl zu Eduarden: sieh einmal, hier wohnt gewiss ein Schüler! Der hat sein großes Buch herausgehängt.

Oh, oh, rief Eduard, ich bin nicht so dumm, wie ihr denkt! hier wohnt ein Mann, der verkauft Bücher.

Aber Rosalie sprach: du bist doch auch nicht recht klug, Eduard! Der Mann, der hier wohnt, bindet nur die Bücher ein. Aber da hängt ein großer Hut aus Blech. Der Mann, der hier wohnt, macht wohl blecherne Hüte?

Nein, nein! sprach Eduard. Ich lasse mir nichts weiß machen! Hier wohnt ein Hutmacher. Aber da ist eine Laterne, wer wohnt denn hier?

Da antwortete Rosalie: hier wohnt der Burgemeister.

Da rief Eduard: ah, ah! siehst du, daß du auch nicht klug bist! Hier wohnt der Laternenmacher.

Aber Karl sprach: du hast doch unrecht, Eduard! Der Burgemeister wohnt wirklich hier. Aber die Laterne ist vor die Hausthür

gemacht, daß sie des Abends die Straße hell machen soll, wenn man das Lämpchen in der Laterne anzündet. Die Laterne wird aber von dem Klempner aus Bleche gemacht.

So sprachen die Kinder, und so scherzten die beiden Geschwister Karl und Rosalie mit ihrem kleinen Bruder. — Da waren sie schon an das Stadtthor gekommen.

Aber sie konnten nicht durch das Thor gehen; denn es kam durchs Thor ein Wagen voll Heu, und das Heu war hoch aufgeladen. Da mußten die Kinder auf die Seite treten, bis der Heuwagen hereingefahren war.

56.

Die bunten Steinchen.

(Fortsetzung des vorigen.)

Der Heuwagen fuhr jetzt in der Straße. Die Kinder gingen nunmehr mit ihrem Vater durch das Thor. Draußen an der Straße standen viel Bäume zu beiden Seiten, und die

Straße war sehr eben, doch war sie nicht staubig. Da sprachen die Kinder zu dem Vater: dürfen wir rennen, und sehen, wer am geschwindesten dort hin kommt an die Säule? Es stand aber weiter vorn an der Straße eine Säule. Man nennt sie Postsäule: denn es ist daran geschrieben, wie viel Meilen man fahren muss, wenn man nach Leipzig fahren will, oder nach Dresden, oder nach Berlin, und nach andern großen Städten.

Der Vater erlaubte den Kindern, daß sie springen konnten. Da rennten sie fort, als ob sie Rehe wären. Und Karl kam zuerst an die Säule; gleich hinter ihm war Rosalie; aber Eduard war noch weit zurück. Und als Eduard das sahe, wollte er weinen. Doch die beiden Geschwister kamen wieder zu ihm zurückgesprungen. Da wurde Eduard wieder freundlich.

Es lag aber ein buntes Steinchen auf der Straße, das sahe röthlich aus und grünlich. Und Karl sahe das Steinchen. Er freuete sich, hob es auf, und that so, als ob er etwas recht, schönes gefunden hätte: denn er rief aus: ei, was habe ich gefunden!

Da rief Rosalie: ei, zeige mir's doch! Aber

Karl that so heimlich mit dem Steinchen, als ob es ein Dukaten wäre, und er ließ Rosalien nur ein wenig durch die Hand kucken.

Eduard kam auch, und war sehr neugierig. Und Karl zeigte dem kleinen Bruder das Steinchen. Nun wollten die andern Kinder auch bunte Steinchen haben: denn es machte ihnen Freude. Aber sie fanden kein Steinchen mehr, das so schön aussahe.

Da sprach der Vater: wenn ihr schöne Steinchen aufsuchen wollt, können wir an den Bach gehen, der dort drüben fließt. Darüber freueten sich die Kinder. Sie sprangen voraus, und wollten gern recht bald an den Bach kommen.

Es dauerte auch nicht lange, da waren sie an dem Bache. Sie sahen vor sich Steinchen an dem Ufer liegen. Aber unten im klaren Wasser lagen die schönsten Steinchen. Und die Kinder bückten sich zu dem Bächlein und griffen hinunter in das Wasser, und brachten die Steinchen hervor. Und sie sammelten Steinchen, die waren so breit und so rund wie ein Groschen. Sie sahen aber schwärzlich aus, und fühlten sich sanft an wie zartes Leder. Andere

Steinchen waren rund wie ein kleines Ei. Sie waren fast durchsichtig, und wurden hell, wenn man sie vor das Auge gegen das Licht hielt. Auch lagen Steinchen dort, die sahen roth aus und hatten weiße, glänzende Fleckchen. Da sprach Karl: das sind Stückchen Blutwurst.

Immer war ein Steinchen schöner als das andere, und die Kinder hüpften von einem Steinchen zu dem andern, und sammelten recht viel ein. Da wurden Karls Taschen ganz voll. Auch Eduard hatte seine Täschchen vollgesteckt. Die Täschchen waren aber in den Beinkleidern. Rosalie trug ein Körbchen, das hatte sie ganz mit Steinen angefüllt.

Doch die Kinder fanden immer mehr schöne Steinchen. Sie behielten aber die Steinchen in der Hand, weil nichts mehr in die Taschen ging.

Darauf sprach der Vater: jetzt kommt Kinder, wir wollen zurückkehren in die Stadt.

Und die Kinder folgten dem Vater; aber sie bückten sich immer wieder nieder, und blieben stehen, und riefen: ach, Vater, hier sind erst schöne Steinchen! Nur noch d i e lass uns aufheben! So machten es die Kinder oft, bis der Vater sagte: ihr habt nun genug, und müsst ler-

nen aufhören, wenn es nöthig ist! — Die Kinder gehorchten, und gingen fort. Sie sahen wohl noch manches schöne Steinchen; aber sie hoben es nicht auf: denn sie wollten nicht ungehorsam sein.

Jetzt konnten die Kinder nicht mehr springen: denn die Taschen waren so schwer, und die Hände waren auch so voll, daß die Steinchen fast nicht mehr liegen bleiben konnten.

Da schlichen die Kinder endlich ganz müde hinter dem Vater her.

Rosalie sagte aber: ach, Vater, ich kann bald nicht mehr gehen! Die Steinchen ziehen so an meinem Arme. Der Arm thut mir so wehe!

Und Karl sagte: die Steinchen ziehen auch meine Taschen sehr hinunter. Ich möchte fast niedersinken Und mein Arm schläft ein!

Der kleine Eduard klagte auch, und sprach: wenn nur meine Taschen in der Jacke wären, und nicht in den Hosen. Die Steinchen pochen immer hier an mein dickes Bein! Er meinte aber seine Schenkel.

Da sprach der Vater: ich will euch einen guten Rath geben. Werfet die schlechtesten von

euren Steinchen weg, und behaltet nur die schönsten: dann werdet ihr nicht so viel haben, und ihr habt leichter zu tragen!

Der gute Rath gefiel den Kindern. Sie blieben stehen, und wollten ihre Taschen auf das Gras ausschütten, und die schönsten Steinchen aussuchen.

Da sagte aber Karl: die Steinchen, die ich in der Hand habe, kann ich nun gar nicht wegwerfen. Die sind alle sehr schön! Und Karl legte diese Steinchen aus seiner Hand besonders hin auf den Rasen. Dann sagte er: in den Taschen mögen wohl schlechtere sein! Darauf leerte er seine Taschen aus.

Rosalie sprach: die Steinchen in meiner Hand sind noch schöner; die werfe ich gewiss nicht weg! In meinem Körbchen mögen wohl schlechte sein. Und sie schüttete das Körbchen aus.

Eduard brachte seine Steinchen auch aus den Hosentaschen, und warf sie auf den Haufen. Er sagte aber: die Steinchen sind alle gut. Wenn ich nur meinen kleinen Wagen da hätte!

Karl und Rosalie setzten sich auf den Rasen nieder, und wollten die schönen Steinchen aus-

suchen. Rosalie nahm eins in die Hand, und sagte: nein! das Steinchen werfen wir nicht weg. Das wäre Jammer und Schade, wenn wirs wegwürfen! Nein, das müssen wir behalten! Da legte sie das Steinchen auf die Seite.

Karl hatte auch ein Steinchen. O, sagte er, das Steinchen ist noch schöner, das behalten wir auch!

Rosalie sprach wieder: nein, das Steinchen hier ist allerliebst. Sieh nur, wie ein Groschen siehet es aus, und ist so sanft wie Sammet.

Oh, sagte Karl, sieh einmal das Steinchen! Da geht mitten durch ein weißer Strich. Das müssen wir behalten!

Und das! rief Rosalie, das ist wie ein Füßchen! Nein! das können wir nicht wegwerfen!

So sprachen die Kinder immerfort. Sie warfen kein einziges Steinchen weg: denn die Steinchen gefielen ihnen immer mehr, wenn sie dieselben betrachteten.

Endlich sagte Karl: das Steinchen hier können wir wohl wegwerfen!

Da sprach Rosalie: ach, sieh doch, wie niedlich! Wir haben kein solches Steinchen noch! — Wenn die Kinder die Steinchen wegwerfen wollen, da gefielen sie ihnen erst recht sehr.

Endlich sprach der Vater: Kinder, was soll aber daraus werden? Ihr werft ja kein einziges Steinchen weg!

Da lachte Karl und sagte: ja, Vater, wenn ich ein Steinchen wegwerfen will, da kommt es mir immer schöner vor, als die andern, und es thut mir dann Leid, daß ichs wegwerfen soll. Vater, gieb du mir einen Rath!

Und der Vater sprach: wenn ihr das Schöne gern zu Hause haben wollt: so müßt ihr es euch auch ein wenig sauer werden lassen. Behaltet die schönen Steinchen, und tragt sie nach Hause. Es wird euch wohl schwer werden; aber ihr habt dann auch schöne Steinchen nach Hause getragen.

Karl und Rosalie thaten, was der Vater gerathen hatte. Eduard war auch damit zufrieden. Und die Kinder füllten wieder ihre Taschen und das Körbchen mit Steinen an. Dann gingen sie langsam nach Hause, und ruheten manchmal aus.

Endlich waren sie zu Hause angekommen. Da packten sie die Steinchen aus. Und Karl sagte: es ist doch gut, daß wir die Steinchen nicht weggeworfen haben. Da hätten wir viel

denbei in dem Schlafzimmer, und warf viel unreine Wäsche auf einen Haufen. Die Wäsche sollte aber gewaschen werden.

Die Mutter ließ die Wäsche liegen, und ging in das Zimmer zur kleinen Minna. Da rief Minna wieder: ach schönstes, bestes Mütterchen, kaufe mir doch ein Par Täubchen. Ja? willst du ein Par allerliebste Täubchen kaufen?

Da sagte die Mutter: ich will sehen, ob die Täubchen wohlfeil sind!

Und sie ging hinaus zur Thür; die kleine Minna lief auch mit.

Vor der Thür hatte die Bauerfrau ihren Korb niedergesetzt. Es war aber ein großer Korb, den man auf dem Rücken trägt. Und auf dem Korbe stand ein großer Käfich: der war aus runden Stäben gemacht wie ein Vogelbauer. Aber die Thür ging oben hinein. Und in dem Käfiche staken zwei Tauben. Die Tauben waren ganz weiß, und hatten schwarze Köpfe. Solche Tauben nennt man Mohrenköpfe.— Und die Bauerfrau wollte viel Geld für die Tauben haben; aber Minna's Mutter wollte nicht so viel geben. Und nach viel Reden war die Bauerfrau endlich zufrieden mit dem Gelde, das ihr die Mutter an-

bot, und sie nahm das Geld. Darauf machte sie das Thürchen am Käfiche auf, und zog die Tauben heraus. Die Täubchen wurden aber der kleinen Minna gegeben, und Minna hielt sie mit ihren Händchen an den Flügeln.

Ei, wie froh war das kleine Mädchen! Es hätte bald die Täubchen nicht mehr festgehalten und fliegen lassen, und das vor lauter Freude.

Darauf sprang Minna mit den Täubchen fort in ein anderes Zimmer. In dem Zimmer war aber der Vater; er saß vor einem Schreibschranke und schrieb.

Da sprach die kleine Minna: sieh einmal Vater, was ich da habe! Schöne Täubchen. Mütterchen hat sie mir gekauft. Die will ich bei dir fliegen lassen. Das soll dir recht schönes Vergnügen machen.

Purr! da flogen die Täubchen fort: denn Minna ließ sie los. Aber die Täubchen flatterten nach dem Fenster hin, und wollten sich setzen; aber sie konnten sich nicht an dem Fensterrahmen festsetzen; da flatterten sie am Fenster gerade herunter, und trafen auf einen Blumentopf. Aber aus der Erde in dem Blumentopfe waren Nelken

gewachsen, und diese schönen Blumen zerknickten die Täubchen.

Ach, wie erschrak die kleine Minna darüber! Die Täubchen machten gar zu viel Lärmen und Unordnung. Der Vater sagte aber: Minna, die Täubchen dürfen nicht in der Stube umherfliegen. Siehst du wohl, was für Schaden sie anrichten? Und die schönen Tassen auf der Kommode können die Täubchen auch noch herunter werfen, da ist der Schade noch größer.

Da sagte Minna: aber liebes Väterchen, wohin sollen denn die Täubchen kommen? Du läßt sie doch nicht abschlachten?

Nein, nein! sprach der Vater. Deine Täubchen sollen leben bleiben. Aber oben ist ein Kämmerchen, das ist schon für die Tauben gebauet. In dieses Kämmerchen wollen wir sie sperren.

Und Minna antwortete: da kann ich sie ja nicht sehen, die schönen Täubchen!

Aber der Vater sprach: du kannst sie alle Tage recht viel Mal sehen: denn du sollst ihnen ihr Futter bringen: Gerstenkörner und Erbsen.

Ei, das wird schön werden! rief nun die kleine Minna, und sprang recht vergnügt hin zu den lieben Täubchen.

Aber das war wieder nicht gut: denn die Täubchen flogen wieder in die Höhe, und setzten sich auf des Vaters Schreibeschrank und rissen das Tintenfaß um, und schlugen mit den Flügeln das Papier von dem Pulte. Und der Vater wollte sie fangen; aber sie flatterten wieder fort, und setzten sich endlich auf die Kommode. Da wurde dem Vater bange. Und wovor wurde ihm denn bange? —

Zum großen Glücke zerbrachen die Täubchen die schönen Gläser nnd Tassen auf der Kommode nicht. Sie flogen zuletzt in einen Winkel an dem Ofen, und da erhaschte sie die Mutter: denn sie warf eine Schürze über die Täubchen.

Darauf trug die Mutter die beiden losen Vögel in das Kämmerchen. Da konnten sie fliegen, wie sie wollten. Auch war in dem Kämmerchen ein Nest aus Stroh geflochten, und das Nest sahe aus wie ein runder Napf. Darein konnten sich die Täubchen setzen.

Und die kleine Minna ging nun alle Tage mit der Mutter in die Vorrathskammer. Da wollte sie wohl gebackne Pflaumen sich geben lassen? Nein, sie nahm ein schönes

Handkörbchen mit, und in das Körbchen schüttete die gute Muter Gerstenkörner und Erbsen. Für wen denn?

Aber Minna ging noch nicht in das Taubenkämmerchen. Sie sprang erst in die Küche; da nahm die Köchinn ein grünes Töpfchen aus dem Topfbrete. Mit dem Töpfchen schöpfte sie Wasser aus dem großen Wasserfasse, und gab es der kleinen Minna. Minna stieg darauf mit der Mutter die Treppe hinan; aber sie hüpfte nun nicht mehr, sondern sie ging recht bedächtig zur Taubenkammer: denn wenn man Wasser trägt und springt, da sprützt das Wasser aus dem Gefäße.

Wenn nun Minna an die Taubenkammer kam, da machte die Mutter recht behutsam die Thür auf, daß die Tauben nicht herausfliegen sollten. Und gleich zog sie die Thür hinter sich wieder zu, wenn sie und ihre Tochter in dem Kämmerchen waren.

Aber die Tauben wussten wohl, daß Minna Futter brachte: sie kamen gleich geflogen. Und Minna ließ aus ihrem Händchen die Gerstenkörner und Erbsen auf den Fußboden fallen, und die Erbsen sprangen wieder ein wenig in die Höhe, und fielen wieder zurück und rollten im Käm-

merchen umher. Aber die Tauben waren recht fleißig, und pickten mit dem Schnabel auf die Erbsen. Husch! waren sie hinunter. Aber wohin denn? In den Kropf. Der Kropf sitzt bei den Täubchen vorn an der Brust, und ist wie ein Beutel Da kommt das Futter erst hin, und wird weich; hernach kommt es in den Magen. Der Kropf an den Tauben wurde aber recht dick und voll.

Aber die kleine Minna brachte ja auch Wasser mit! Was machte sie wohl mit dem Wasser? Sie goss es in eine kleine Schüssel, und die Täubchen sollten es saufen, wenn sie durstig wären.

So machte es Minna alle Tage drei Mal.

Ein Mal ging der Vater mit seinem Töchterchen in die Taubenkammer. Minna hatte aber das Körbchen in der Hand. Die Täubchen saßen in dem Neste, und nur eine sprang heraus, und lief zum Futter; die andere blieb sitzen, und flog nicht eher fort, als bis die erste wieder kam, und sich in das Nest setzte. Da sahe Minna zwei Eier in dem Neste liegen. Die Eier waren aber klein, und weiß wie Zucker.

Und Minna sagte: Våterchen, die Tåubchen sind ja keine Tåubchen!

Was sind sie denn? fragte der Vater.

Ih, es sind ja Hühner! sagte Minna. Sieh einmal, sie haben Eier gelegt.

Da antwortete der Vater: alle Vögel legen Eier! Die Hühner sind aber Vögel und die Tauben auch, darum legen beide Eier.

Und Minna sagte: legt denn unser Zeisig auch Eier?

Und der Vater antwortete: die Zeisige legen auch Eier. Aber nicht alle Vögel legen Eier: denn es sind Männchen und Weibchen bei ihnen.

Die Weibchen singen nicht, und haben keine so schönen Federn; sie legen aber Eier. Und unser Zeisig ist ein Männchen.

Da sagte Minna noch: lieber Vater, wir haben aber doch keine Zeisigeier gegessen!

Aber der Vater antwortete: die Vögel legen auch nicht darum Eier, daß wir sie essen sollen.

Ih, was soll denn daraus werden? sagte Minna.

Da sprach der Vater: habe nur Geduld, du wirst bald sehen, was aus den Eiern der Tåubchen wird.

Den andern Tag war Sonntag. Da ging Minna wieder zu den Täubchen. Die Täubchen saßen aber wieder auf den Eiern, und eins flog nur fort und fraß. Und als es gefressen hatte, flog es wieder in das Nest, und das andere Täubchen flog nun fort und fraß.

So machten es die Täubchen alle Tage, und es kam wieder der Sonntag, und die Täubchen machten's immer noch so.

Aber einmal ging Minna wieder zu den Täubchen, und ihre Mutter war auch dabei. Da lagen die Eier nicht mehr in dem Neste; aber es saßen zwei junge Täubchen darin; ach! die waren so klein! Und die Eierschalen waren zerbrochen, und lagen neben dem Neste.

Da sagte Minna: ih, woher sind denn die Täubchen gekommen?

Und die Mutter antwortete: aus den Eiern sind sie gekommen. Die alten Tauben haben immerfort über den Eiern gesessen; davon sind die Eier warm geworden, und da sind in den warmen Eiern die Täubchen gewachsen. Du weißt ja, wenn ich ein Hühnerei aufschlage, kommt Eierweiß und gelbes Dotter herausgelaufen. So siehet es in allen Eiern aus. Aus dem

gelben Dotter sind aber die Täubchen geworden.

Da sagte Minna: aber wie sind denn die Täubchen aus den Eiern gekommen?

Und die Mutter sprach: die Täubchen haben die harte Schale entzwei gebrochen.

Nun ging Minna hin zu den Täubchen und wollte sie angreifen; aber da kamen die alten Tauben, und thaten recht bös, und schlugen mit den Flügeln, und wollten die kleine Minna mit dem Schnabel hacken.

Da weinte Minna, und sagte: pfui! das sind recht garstge Tauben! Ich habe sie so lieb, und sie wollen mich doch beißen und schlagen.

Aber die liebe Mutter lächelte und sprach: die Täubchen haben gedacht, du wolltest ihren Jungen etwas zu Leide thun. Das wollen sie nicht leiden: denn sie haben ihre Jungen sehr lieb. Besehen kannst du die Täubchen, aber die Alten leiden es nicht, daß du sie angreifst. Und da darfst du die armen Aeltern nicht ängstigen.

Da sagte Minna: nun habe ich die Täubchen wieder recht lieb: weil sie ihre Jungen so lieb haben.

Nunmehr betrachtete Minna die jungen Täubchen. Sie sahen aber nicht gut aus. Sie waren ganz nackt, und hatten noch gar keine Federn. Und die Haut war nicht so schön weiß und röthlich, wie bei den Menschen; sie sahen blau und roth aus, und der nackte Kopf war sehr groß. Der schwarze Schnabel war auch recht groß.

Jetzt kamen die alten Tauben zu ihren Jungen. Da pipten die jungen Täubchen, und sperrten den Schnabel auf, und die alten steckten Erbsen in den Schnabel. Wie machten sie aber das? Sie hatten erst die Erbsen in ihren Kropf verschluckt. Hernach drückten sie die Erbsen wieder in die Höhe aus dem Kropfe in den Schnabel, und mit dem Schnabel steckten sie die weichgewordenen Erbsen in den Schnabel ihrer Jungen. Und Minna konnte alle Erbsen in dem Kropfe der Jungen liegen sehen; so dünn und nackt war die Haut.

Endlich hatten die jungen Tauben auch Federn bekommen. Die Federn hatten aber schöne Farben: bei dem einen Täubchen sahen sie röthlich und weiß aus, bei dem andern waren sie blau und weiß. Da konnten nun auch die Täubchen fliegen.

Nun machte der Vater das kleine Fenster in der Taubenkammer auf. Da flogen die alten und die jungen Täubchen hinaus.

Da ängstigte sich die kleine Minna recht: denn sie dachte, die Täubchen flögen fort, und kämen nicht wieder.

Aber der Vater sagte ihr: die Täubchen haben sich an das Kämmerchen gewöhnt: sie werden schon wieder kommen. Du kannst nun auf dem Hofe die Täubchen futtern. Das wird dir auch Vergnügen machen.

Und Minna futterte nunmehr die Täubchen auf dem Hofe, und des Abends flogen die Täubchen wieder in ihr Kämmerchen. Und die alten Täubchen legten wieder Eier, und aus den Eiern wurden wieder Junge, und die Jungen wurden groß und legten auch Eier; darin wuchsen wieder Täubchen, und so ging es immer fort. Da bekam endlich Minna eine große Menge Tauben. Und manchmal schenkte Minna ihrem Vater ein Par junge Tauben. Die wurden abgeschlachtet, gerupft und gebraten. Da schmeckten sie allen recht gut. Auch ein Par armen Leuten schenkte Minna Täubchen. Die armen Leute waren aber

krank, und erquickten sich recht an den gebratenen Täubchen.

Siehst du, so läßt der liebe Gott uns die Täubchen in den Eiern wachsen, daß wir sie essen sollen. Der liebe Gott ist doch recht gut! Aber wir müssen auch so gut sein, und andern Menschen auch was geben, wenn uns der liebe Gott etwas gegeben hat.

Kleine Lieder.

58.

Fliege.

Die Fliege flog ins Zimmer:
Summ summ! summ summ!
Sie fraß ein Stückchen Zucker!
Sie war nicht dumm!

Drauf flog sie in die Wiege
Summ summ! summ summ!
Und stach die kleine Minna;
Recht [illegible] recht dumm!

Da schrie das kleine Mädchen:
Aellåh, ållåh!
Da sang die liebe Mutter:
Båh båh, båh båh!

59.

Kuh.

Muh, muh, muh!
Was brüllt in unserm Stalle?
Es ist die rothe Kuh!
Die Kuh hat krumme Hörner,
Frisst Gras und Kraut und Körner.
Wir geben ihr das Futter;
Sie giebt uns Milch und Butter!
Muh, muh, muh!
Das ist die rothe Kuh!

60.

Pfe

Hihi, hihi, hihi!
Was wiehert in dem Stall?
Es ist das Pferd, will nicht mehr stehn,
Will tiptitapp! ins Freie gehn!
Da kommt der Knecht, und spannt es
Wir steigen in den Wagen dann.
Da gehts: hotto; hotto!
Juchhei! wie sind wir froh!

61.

Hahn.

Tucktuck, tucktuck, tucktuck!
Was lockt in unserm Hof?
Es ist der Hahn mit Kamm und Sporn.
Er findet dort ein Gerstenkorn,
Das frißt er nicht; er macht Geschrei,
Und ruft das Hühnervolk herbei:
Tucktuck! tucktuck! tucktuck!

62.

Henne.

Kackkack, kacktuck, kei!
Was kakkert in dem Stall?
Die Henne hat gelegt ein Ei,
Und machet darum viel Geschrei:
Kackkack, kackkack, kei!

Die Mutter hohlt das Ei,
Und macht's im Wasser heiß.
Dann brechen wir's entzwei,
Und essen Dotter und Eierweiß!

63.

H u n d.

Bäff, bäff, bäff!
Das Hündchen liegt im Haus,
Und kaut an einem Knochen;
Da hört es jemand pochen,
Da schreit das Hündchen: bäff!
Bäff! Hündchen, bäff!

64.

K a t z e.

Mau, mau, miau!
Das Kätzchen kommt gekrochen;
Den Braten hat's gerochen,
Und will zu uns herein,
Will unser Gästchen sein;
Da schreit es: miau!
Mau, mau, miau!

65.

S t e c k e n p f e r d l i e d c h e n.

Hopphopp, hopphopp, hopp!
Pferdchen, lauf Galopp!

Ueber Dornen, über Steine!
Thun dir ja nicht weh die Beine!
Immer zu galopp!
Hopphopp, hopphopp, hopp!

Tipti, tapti, tapp.
Wirf mich ja nicht ab!
Sonst bekommst du Peitschenhiebe!
Pferdchen thu' mirs ja zu Liebe,
Wirf mich nur nicht ab!
Tipti, tapti, tapp!

Pitschi, patschi, patsch!
, Peitsche, klatsch!
ht um die Ohren knallen!
nn mir sehr gefallen!
latsche, klatsch!
tschi, patsch!

, ha!
wir da!
, liebe Mutter!
ein Pferdchen Futter?
sind wir da!
a, ha!

Brrbrr, brrbrr, he!
Pferdchen, steh doch, steh!
Sollst schon heute weiter springen;
Muss dir doch erst Futter bringen!
Steh doch, Pferdchen, steh!
Brrbrr, brrbrr, he!*)

66.

An den Fiedelmann, beim … tanze.

Geig' auf, geig' auf, Fiedelm…
Lass die Kinder lachen…
Wer mit uns nur hopsen …
Muss ein Tänzchen m…

Hopsasa! so tanzen wir, …
Sind recht frohe Leut…
Fiedelmann, wir danken …
Machst uns lustig he…

Geig' auf, geig' auf, Fiedelmann,
Laß die Kinder springen!
Und wer nicht mit hopsen kann,
Muss von vorn an singen!

(Wieder von vorn an!)

67.

Das Vöglein.

Flog einmal ein Vöglein dort
Bei den grünen Linden;
Flog und flog von Ort zu Ort,
Ließ sich gar nicht finden.
Vöglein, Vöglein, Vöglein, halt!
Lass dich doch Mal finden!

Vöglein komm, ich will ja nicht,
Vöglein, dich betrüben!
Bin ja freundlich im Gesicht,
Will dich ja recht lieben!
Vöglein, Vöglein, Vöglein, komm!
Will dich ja recht lieben!

Kommt ein Mann, stellt Netze still,
Streuet süße Brocken

In die Netze dann; und will
Vöglein damit locken!
Vöglein, Vöglein, Vöglein, flieh!
Lass dich ja nicht locken!

Aber Vöglein kommt heran,
Sieht das Netz nicht hangen;
Und das Vöglein wird vom Mann
In dem Netz gefangen.
Vöglein, Vöglein, Vöglein, ach!
Bist doch nun gefangen!

68.

Das Veilchen.

Blau ist das Veilchen, blau,
Wächst auf der grünen Au,
Riechet so schön!
Wüsst' ich ein Veilchen doch;
Wollt' ich zum Blümchen noch
Heute gleich gehn.

Und ich spräch: Blümelein,
Musst nun gepflücket sein,
Mutter will dich!

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Karl,

Theresens Hilfsbuch, um dem kleinen Karl Geschichten zu erzählen, und denselben im Lesen zu üben für Mütter geschrieben

Leipzig 1808

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.369
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301529-2